Hundert
merkwürdige Vorhersagungen,
Preußens
ältere und neuere Geschichte

betreffend,

wie solche von dem Abte des Klosters Lehnin im 13ten Jahrhundert niedergeschrieben und nachher im Berliner Archive gefunden worden,

aufs neue bekannt gemacht,

und

mit nöthigen Erklärungen versehen,

zum

Beweis der genausten Uebereinstimmung mit den ältern und neuesten Zeitereignissen,

nebst Anhange,

darinne die Gegner dieser Prophezeihung widerlegt werden.

Deutschland, 1819.

GESEL
VEREI
ZU
BAMBER

Schriftstellern (nur wenige ausgenommen) in Zweifel gezogen und sogar das Gegentheil erwiesen wurde. Auch ich, schon früher damit bekannt, achtete wenig darauf, und glaubte selbst, irgend ein eifriger Katholik habe sich die Mühe gegeben, so etwas in mystisch prophetischen Styl nur zusammen zu reimen, um Aufsehen zu erregen und das Publikum zu täuschen. Aber bei vielen Gegnern der Lehninischen Weissagung fand ich die Behauptung, daß gedachte Verse nicht im dreizehnten Jahrhundert, sondern weit später gedichtet worden, und schon dieses erregte meine Aufmerksamkeit, denn wenn auch dieses der Fall wäre, so könnte doch nicht geleugnet werden, daß die darauf folgenden Begebenheiten in der Brandenburgischen Geschichte sehr pünktlich eingetroffen sind, und schon dadurch würden gedachte Verse

als wahre Prophezeihungen bewährt erscheinen, und wie man auch über dergleichen Dinge urtheilen mag, so kann doch nimmermehr eine so offenbare Thatsache geleugnet werden. Aber ich bin noch weiter gegangen, und glaubte sogar, die Gegner dieser sogenannten Weissagung hätten ihren Verehrern zu viel eingeräumet, und das Ganze sey eine viel neuere Erfindung, so daß diese Reimerei sich allererst von Zeit der Regierung des vorigen Königs von Preußen herschreibe, da es denn nicht künstlich seyn würde, dergleichen Geschichtsereignisse bis zum 88sten Verse aufzuzeichnen. In dieser Meinung glaubte ich nicht, daß es möglich sey, das künftige Schicksal Preußens so aufzuzeichnen, wie es mit der Wahrheit übereinstimmen würde, und voll Verwunderung bemerkte ich allererst nach der Schlacht

von Jena, daß auch die folgenden vier Strophen, von 89 an bis 92, pünktlich in Erfüllung gegangen waren, wenn es z. B. hieß: der Sohn werde erhalten, was er nicht gehofft, der Staat werde blühen, das Volk aber weinen, weil das Glück sich gewendet habe u. s. w., und nun — nichts konnte auch wohl natürlicher seyn — wurde ich auf diese Vorhersagung aufmerksamer als vorher, denn bei allem Hang zur Zweifelsucht ist es doch nimmermehr möglich, bei hellem Sonnenschein den Tag leugnen zu wollen, und den Tag zur Nacht umzuschaffen. Ich wiederhole noch einmal, was ich bei Gelegenheit über Geschichte und Aechtheit der Lehninischen Weissagung gesagt habe, daß ich weder Beweis liefern kann noch will, um hierbei eine göttliche Offenbarung zu behaupten, ich lasse das alles dahin gestellt seyn,

und bemerke blos, daß Vorhersagungen dieser Art, die so pünktlich in Erfüllung gehen, jedem Theile des Publikums bewundernswerth erscheinen müssen, selbst demjenigen, der geneigt ist, alles Ungewöhnliche in Zweifel zu ziehen. Daß man nicht genau erklären könne, wie solches zugehe, thut nichts zur Sache, und kann, wo unbezweifelte Thatsachen eintreten, so wenig als manche Naturerscheinungen geleugnet werden. Die Wirkungen des Magnets und der Elektricität sind bekannt, aber sind die Erklärungen darüber wohl etwas anders, als Vermuthungen. Wer mit den Geschichten der magnetischen Schlafredner bekannt und sogar Augenzeuge gewesen ist, wie eine Somnambule Dinge genau vorher sagte, die selbst außer ihrem Gesichts- und Ideenkreise lagen, der wird die Thatsache nicht leugnen, obgleich seine Ver-

standskräfte keine bestimmte Erklärung zulassen. Warum will man in andern Fällen, wie z. B. bei einer Lehninischen Vorhersagung, so ganz anders verfahren? warum über die Möglichkeit streiten und sich ereifern, wo das Zusammentreffen der Umstände für die Wahrheit spricht? und warum leugnen, weil man das Räthsel nicht auflösen kann? Das sind auch die Gründe, die mich veranlaßten, im Anhange einigen Einwürfen der Gegner der Lehninischen Weissagung mit Gegengründen zu begegnen, um zu beweisen, daß die Zweifler an der Aechtheit der Verse den unpartheiischen Beurtheiler nicht überreden können, ihren Meinungen und Verunglimpfungen mit beizustimmen. Die letztern acht Strophen auszulegen, wer könnte dieses wohl unternehmen, da wie bekannt, dergleichen in etwas mystischem Styl

eingekleidete Vorhersagungen mancherlei Deutung zulassen, und erst der Erfolg zeigen muß, ob und in wie ferne unser Prophet Wahrheit geredet hat, und ob eine ungezwungene Erklärung statt finden könne oder nicht; die vorhergehenden 92 Strophen, verglichen mit der Brandenburgischen Geschichte, sind zur Unterhaltung des Publikums schon hinreichend, die letztern achte kann man gern auf ihren Werth oder Unwerth beruhen lassen.

Noch will ich bemerken, daß außer der sonderbaren und bewundernswerthen Uebereinstimmung vorher gesagter Thatsachen mit der Wahrheit, davon man sich bei jeder Strophe überzeugen kann, diese Schrift auch für Freunde der Geschichte interessant seyn wird, denn vom dreizehnten Jahrhundert an bis auf die neusten Kriegsereignisse folgen auch hier die so

wichtigen Begebenheiten älterer und neuerer Zeit, und zwar in chronologischer Ordnung, so daß kein Umstand, der bemerkungswerth ist, übergangen wurde, und selbst in wissenschaftlicher Hinsicht diese Schrift auch zugleich eine so nützliche als lehrreiche Unterhaltung gewähren wird.

Der Herausgeber.

Hundert

merkwürdige Vorhersagungen,

Preußens

ältere und neuere Geschichte

betreffend.

Geschichte und Aechtheit

der

Lehninischen Weissagung.

Unter dem Titel: Lehninische Weissagung, ist schon öfters ein Fabelwerk ins Publikum gebracht worden, und die Art, wie solches geschehen, ist allein Ursache, daß von Seiten gebildeter Leser wenig oder gar nicht darauf geachtet wurde. Bald erschienen hundert Knittelverse in altem Mönchslatein unter pombhafter Ankündigung, und bald wieder wurden solche verstümmelt und unrichtig übersetzt mit mancherlei abentheuerlichen Anmerkungen geliefert, so daß kein richtiger Sinn zu finden war, und nur die ge-

winnsüchtige Absicht der Herausgeber aus dem allen gar zu deutlich hervorgieng. Sehr natürlich, daß, unter diesen Umständen, das Publikum selbst die Aechtheit der Verse, was nehmlich ihr Alter betraf, in Zweifel ziehen mußte, und viele Leser auf den Gedanken kamen, die vorgebliche Prophezeihung sey erst dann bekannt gemacht, da das meiste davon in Erfüllung gegangen, was nun freilich die gerühmte Aechtheit durchaus nicht empfehlen würde. Hierzu kam noch, daß die meisten Herausgeber der Lehninischen Verse geglaubt hatten, ihnen dadurch das Siegel der Wahrheit aufzudrücken, wenn sie solche als wirklich göttliche Offenbarung ankündigten, und so war es denn sehr begreiflich, daß ein großer Theil der Leser, über das Wahre der Sache selbst, zweifelhaft wurde, und solche für nichts weiter, als eine Mönchs-Erfindung und nachherige gewinnsüchtige Spekulation der Herausgeber erklärte.

Wir lassen es dahin gestellt, in wie ferne der längst bekannte philosophische Satz: daß die menschliche Seele eine weissagende Kraft besitze, vertheidigt, und auch durch mehrere sehr auffallende Thatsachen, aus der ältern und neuern Geschichte, bewiesen werden kön-

ne, und wollen blos bemerken, daß, alle derglei-
chen Untersuchung bei Seite gesetzt, es doch im-
mer eine äußerst merkwürdige Erscheinung bleibt,
wenn Jahrhunderte früher angekündigte That-
sachen so pünktlich, was wenigstens die Haupt-
sachen betrift, in Erfüllung gehen, als es bei
diesen Prophezeihungen der Fall ist, und schon
in dieser Hinsicht verdient auch das, was hier
geliefert werden soll, etwas näher beleuchtet und
selbst der Seltenheit wegen beherzigt zu werden.

Es schreibt sich diese sogenannte Lehnini-
sche Weissagung gemeiniglich vom Jahre
Christi 1300 her, es ist aber wahrscheinlich, daß
sie nicht gerade zu dieser Zeit, sondern noch frü-
her verfertigt worden, denn darinne stimmen alle
Schriftsteller überein, daß ein gewisser Pater
Herrmann, (den die gedachten Verse zum
Verfasser haben) Abt zu Lehnin gewesen sey,
und schon im Jahre 1234 wegen mehrerer Jahre
vorher verkündigter und in Erfüllung gegange-
ner Ereignisse den Ruhm gehabt habe, daß er
die Gabe der Weissagung besitze. Es ist höchst
wahrscheinlich, daß ungefähr zu dieser Zeit auch
gedachte Verse von ihm gedichtet wurden, und
daß sie erst nach seinem Tode in seinem Tage-
buche, und zwar im damaligen Lehninischen Klo-

ster-Archive, der 1300 regierende Abt Johannes gefunden und sorgfältig, so wie mehrere Schriften seines berühmten Vorwesers, aufbewahrt hatte.

Diese Vermuthung stimmt auch sehr genau mit der Behauptung im Allgemeinen historischen Lexicon überein, wo beim Worte Lehnin gesagt wird: man habe bei Aufhebung des bekannten Klosters Lehnin in der Mark Brandenburg und bei Vertreibung der Mönche alle lateinische Jahrbücher und Handschriften mit fortgebracht, und in Berlin im fürstlichen Archive aufbewahrt, worunter sich denn auch eine merkwürdige Handschrift des Paters Herrmann von Lehnin, bestehend in hundert lateinischen Versen, mit befunden habe.

Doch das Alter selbst, und am wenigsten sogar die Jahrzahl trägt hierzu etwas bei, sondern nur das muß bemerkt werden, daß, als im Jahre 1322 der Askanische Stamm (welcher das Kloster Lehnin gestiftet hatte) gänzlich ausgieng und erloschen war, daß, sage ich, man allererst auf den Inhalt des gedachten Manuscripts aufmerksam wurde, indem auch diese Begebenheit mit der frühern Vorhersagung der

Schicksale dieses Klosters sehr genau übereinstimmte. Von der Zeit an findet man die Lehninische Weissagung sehr oft bei alten Schriftstellern erwähnt, und es ist sehr natürlich, daß auch selbst neuere Geschichtschreiber dieses sonderbare Zusammentreffen historischer Umstände bei Gelegenheit, besonders der Brandenburgischen Geschichte, mit erwähnen mußten, wenigstens nicht ganz mit Stillschweigen übergehen konnten.

Leuthinger, der im sechszehnten Jahrhundert die Brandenburgische Geschichte schrieb, sagt l. 1. §. 26: „Es sind Weissagungen vom „Hause Brandenburg vorhanden, die theils schon „erfüllt sind, theils noch in der Hand Gottes „stehen. Unter andern soll ein Prinz dieses Hau„ses die königliche Würde erlangen." Heino Flörke, welcher eine Erscheinung beschreibt, die ein gewisser Andreas Otto, Domküster zu Berlin, den 9ten April 1620, seines Vorgebens nach, gehabt hat, sagt unter andern: „Es ist „dieses Gesicht ganz dem ähnlich, welches ein „Mönch in dem Lehninischen Kloster vor mehr „als dreihundert Jahren gesehen, und welcher „vom Hause Brandenburg bis gegenwärtige Zeit „sehr richtig geweissaget hat."

Ein alter bekannter Schriftsteller, Namens Sauermann, hat sich darüber noch bestimmter auf folgende Art ausgedrückt: „Von dem „Königl. Preußischen und Chur-Brandenburg-„schen Hause hat man sehr merkwürdige Pro-„phezeihungen: vor allen andern Vorhersagun-„gen aber ist die merkwürdigste des Bruders „Herrmann von Lehnin, welcher zu seiner „Zeit, seines frommen Wandels und vieler Wis-„senschaften wegen, in großem Ansehen gestan-„den hat. Dieser hat in Lehninischen Knittel-„reimen die künftigen Schicksale seines Klosters „vorhergesagt, und bei dieser Gelegenheit fast „alle Regenten mitgenommen, von welchem das-„selbe Glück oder Unglück würde zu erwarten „haben. Es sind solche freilich, so wie alle Pro-„phezeihungen, hin und wieder dunkel, nichts „desto weniger aber in vielen Punkten so klar „und deutlich, daß man sich billig darüber wun-„dern muß.“

Auf die nehmliche Art haben sich sehr viele Schriftsteller über die Lehninische Weissagung ausgedrückt, und sind auch sämmtlich darinne einig, daß solche, verglichen mit der Geschichte von Zeit zu Zeit, sehr genau zugetroffen hat, nur darüber sind noch manche zweifelhaft,

auf welche Art diese Lehninische, in dem Berliner Archive aufbewahrte Handschrift bekannt geworden, und wie sie eigentlich ins Publikum gekommen ist.

An und für sich könnte freilich den Lesern wenig daran liegen, hierüber einen ganz genauen Aufschluß zu haben, doch soll hier kürzlich noch erwähnt werden, was das Wahrscheinlichste hiervon ist, wenn man anders den neuern Schriftstellern beÿstimmen will, die hierüber einigen Aufschluß zu geben für nöthig gefunden haben. Einige behaupten, die Lehninische Handschrift, oder richtiger gesagt, eine Abschrift von dem, was im Berliner Archiv aufbewahrt worden, sey (man weiß nicht auf welche Art) in vornehme Hände gerathen, und der berühmte Erasmus von Seidel, der unter Churfürst Georg Wilhelm, und vorher als einer der vornehmsten Räthe in chur-brandenburgischen Diensten war, habe sie als eine Seltenheit an sich gebracht, auch mehrern Freunden mitgetheilt, und daher sey es denn auch gekommen, daß so verschiedene und zum Theil ganz unrichtige, durch Abschreiben fehlerhafte Ausgaben existiren. Andre meinen, sie sey in den letztern Jahren dieses Churfürsten, oder in den erstern Jahren

seines Sohnes, der dann und wann nach Lehnin, wo der Vater aus dem verfallenen Kloster ein Schloß erbaut habe, gekommen und sich allda mit der Jagd belustigt, in einer alten Mauer, in sogenannter Mönchsschrift verfaßt, gefunden und nachher erst ins Archiv gebracht worden.

Kurz, die Meinungen über das alles sind sehr verschieden. Am wahrscheinlichsten unter diesen ist: daß der bekannte Königsbergsche Theolog, Michael Lilienthal, dem sie bei seinem Aufenthalte in Berlin mitgetheilt wurde, zuerst als Seltenheit im 2ten Theile des gelehrten Preußen im 4ten Stücke bekannt gemacht hat. Nachher ist dieses Manuscript öftrer, unter verschiedenen Gestalten und mit mancherlei wunderlichen Anmerkungen begleitet, im Druck erschienen, doch nie ganz gleichlautend, bald verbessert und bald gänzlich verstümmelt, was höchst wahrscheinlich daher gekommen ist, weil mancher Abschreiber die alte Mönchsschrift entweder nicht gehörig entziffern konnte, oder auch sein Vergnügen daran fand, hier und da ein Wort abzuändern, um einen bessern Sinn zu bekommen, und zum Beweis eines richtigern Zusammentreffens der neuern Ereignisse auch wohl gar etwas passender zu machen.

Wer sich einer solchen Verfälschung verdächtig macht, sey es aus Vorsatz oder Unwissenheit der Sprache, verdient gar keinen Glauben. Hier soll nun gedachte lateinische Handschrift wörtlich geliefert werden, wie sich solche zuerst im Berliner Archiv befunden hat, also ganz dem Originale gemäß, und zwar zusammenhängend für den Theil des Publikums, der die Sprache versteht, und dem daran gelegen ist, ein nicht unwichtiges Dokument selbst in der Urschrift kennen zu lernen; hingegen in der deutschen Uebersetzung wird man sich nicht zu ängstlich an die Worte binden, sondern jedesmal nur den eigentlichen Sinn des Verses herausheben, und dann, mit Hinweisung auf die Geschichte selbst, den Vergleich anstellen, in wie ferne die nachfolgenden Ereignisse mit der frühern Vorhersagung übereinstimmen. Auf diese Art darf man hoffen, etwas zu liefern, was selbst denen interessant seyn muß, die sogar die Möglichkeit einer weissagenden Gabe bezweifeln, denn, ohne uns in dieser Hinsicht auf Gründe und Gegengründe einzulassen, kann doch nicht geleugnet werden, daß vieles in Ansehung der Brandenburgischen ältern und neuern Geschichte sehr pünktlich eingetroffen ist, was der Abt Lehnin mehrere Jahrhunderte vorher bei Gelegenheit seiner Pro=

phezeihung in Knüttelreimen niederschrieb, und was, wenn man es auch als bloßes Ohngefähr ansehen wollte, doch immer merkwürdig bleibt.

Die Unkundigen der lateinischen Sprache, die freilich den nächsten Abschnitt ganz überschlagen müssen, sollen durch freie Uebersetzung jedes Verses und beigefügte Geschichts-Anmerkungen reichlich genug entschädigt werden. Das zuweilen einige Strophen zugleich geliefert wurden, schien, des bessern Sinnes und der Verständlichkeit wegen, nothwendig zu seyn.

Vaticinium fratris *Hermanni de Lehnin*, qui in seculo 1300 vixit, ex antiqua Lehninenſis Monaſterii codice, qui in electorali Brandenburgio Archivo reſervatur, deſcriptum et communicatum, ex centum verſibus ſubſiſtens.

1. Nunc tibi cum cura, Lehnin! cano fata futura,
2. Tua mihi monſtravit Dominus, qui cuncta creavit.
3. Nam licet inſigni, ſicut ſol, ſplendens ignis
4. Abundentque rite tranquillae commoda vitae
5. Et vitam dotam, nunc degas ſumme devotam;
6. Tempus erit tandem, quo te non cernis eandem
7. Imo vix ullam, ſed ſi bene dixero, nullam.
8. Quae te fundavit gens, haec te ſemper amavit,
9. Hac pereunte peris, nec mater amabilis eris.
10. Et nunc absque mora, propinquat flebilis hora
11. Qua ſtirps Ottonis, noſtrae decus regionis,
12. Magno ruit fato, nulla ſuperſtite Nato.
13. Tuncque cades primum, ſed nondum venis ad imum
14. Interea diris angetur marchia miris:
15. Nam domus Ottonum fiet ſpelunca leonum.

16. Ac erit extruſus vero de ſanguine fuſus
17. Quando peregrini veniunt ad clauſtra corini;
18. Cerbereos faſtus mox tollit Caeſaris astus.
19. Sed parum tuto gaudebit marchia ſcuto;
20. Regalis rurſum leo tendet ad altera curſum;
21. Nec dominos veros haec terra videbit et heros.
22. Omnia turbabunt Rectores, damnaque dabunt
23. Nobilitas dives vexabit et undique cives
24. Raptabit clerum nullo discrimine rerum.
25. Et facient iſti, quod factum eſt tempore Chriſti.
26. Corpora multorum vendentur contra decorum.
27. Ne penitus deſit, tibi qui, mea marchia! praeſit
28. Ex humili ſurgis, binis nunc inclyta Burgis.
29. Accendisque facem, jactando nomine pacem,
30. Dumque lupos necas, ovibus praecordia ſecas
31. Duo tibi verum, tua ſtirps, longaeva dierum
32. Imperiis parvis patriis dominabitur arvis
33. Donec proſtrati fuerint, qui nunc honorati
34. Urbes vaſtabant, Dominos regnare vetebant
35. Succedens patri tollit privilegia fratri,
36. Nec facit hic buſtum, non juſtum credere juſtum.
37. Defeſſo bellis variis, ſortisque procellis
38. Mox frater fortis ſuccedit tempore mortis.
39. Fortis et ille quidem ſed vir vaniſſimus idem;
40. Dum cogitat montem, vix poteſt ſcandere pontem.
41. En! acuit enſes miſeri, vos o Lehninenſes!
42. Quid curet Fratres, qui vult exſcindere Patres?
43. Alter ab hoc martem ſcit ludificare per artem
44. Auspicium natis hic praebet felicitatis.
45. Quod dum ſervatur, ingens fortuna paratur.
46. Hujus erunt nati conformi ſorte beati.

47. Inferet at triſtem patriae tunc foemina peſtem;
48. Foemina ſerpentis tabe contacta recentis
49. Hoc et ad undenum durabit ſtemmae venenum
50. Et nunc is prodit, qui te Lehnin! nimis odit.
51. Dividit, ut culter, atheus, ſcortator, adulter
52. Eccleſiam vaſtat, bona religioſa ſubhaſtat
53. Ito meus populus, protector eſt tibi nullus
54. Hora donec veniat, qua reſtitutio fiat.
55. Filius amentis probat inſtituta parentis:
56. Inſipiens totus, hinc audit vulgo devotus.
57. Nec ſat ſeverus; hinc dicitur optimus Herus
58. Huic datur ex genere quinos, qualis ipſe, videre.
59. Anno funeſto vitam loco linquit honeſto
60. Poſtulat hinc turbae praeponi natus in urbe.
61. Spe ceteri ſobolem, fovet hic formidine prolem;
62. Quod timet obſcurum, certo tamen ecce futurum.
63. Forma rerum nova mox fit, patiente Jehova:
64. Mille ſcatet naevis, cujus duratio brevis.
65. Multa per edictum, ſed turbans plura per ictum.
66. Que tamen in pejus mutantur juſſibus ejus,
67. In melius fato converti poſſe putato.
68. Poſt patrem natus princeps eſt marchionatus,
69. Ingenio multos non vivere finit inultos
70. Dum nimium credit, miſerum pecus lupus edit;
71. Et ſequitur ſervus Domini mox fata protervus
72. Tunc veniunt, quibus de burgis nomina tribus.
73. En! creſcit latus magno ſub principe ſtatus.
74. Securitas gentis eſt fortitudo Regentis;
75. Sed nil juvabit, prudentia quando cubabit.
76. Qui ſucceſſor erit, patris haud veſtigia terit
77. Orate fratres, lachrymis nec parcite matres

78. Fallit in hoc nomen laeti regiminis omen
79. Nil fupereft boni: *Veteres migrate Coloni* (Virgil)
80. Et jacet extinctus, foris quaftatus et intus
81. Mox juvenis fremit, dum magna puerpera gemit.
82. Sed quis turbatum poterit refingere ftatum?
83. Vexillum tanget; fed fata crudelia planget.
84. Flantibus hinc auftris, vitam vult credere clauftris
85. Qui fequitur, pravos imitatur peffimus avos
86. Non robur menti, non adfunt numina genti
87. Cujus opem petit, contrarius hic fibi ftetit.
88. Et perit in undis, dum miscet fumma profundis
89. Natus florebit, quod non fperaffet, habebit.
90. Sed populus triftis flebit temporibus iftis
91. Nam fortis mirae videntur fata venire;
92. Et princeps nescit, quod nova potentia crescit.
93. Tandem fceptra gerit, qui ftemmatis ultimus erit.
94. Ifrael infandum fcelus audet, morte piandum
95. Et paftor gregem, recipit germania regem.
96. Marchia cunctorum penitus oblita malorum,
97. Ipfa fuos audet fovere, nec advena gaudet.
98. Priscaque Lehnini furgent, et tecta Corini
99. Et Veteri more Clerus fplendescet honore
100. Nec lupus nobili plus infidiatur ovili.

Wesentlicher

Inhalt vorstehender Verse

nebst

Erklärung aus der Geschichte.

Der Inhalt der 7 ersten Verse ist folgender:

„Dir Kloster Lehnin, zeige ich hierdurch dein „künftig Schicksal an, wie mir solches Gott „geoffenbaret hat, denn ob du gleich dich „gegenwärtig sehr wohl befindest, im Ueber„fluß ein sehr bequemes Leben führst, und „andachtsvoll hier Gottesdienst gehalten „werden kann, so wird doch dermaleinst „alle diese Herrlichkeit vergehen, und du „wirst, als Kloster nehmlich, gänzlich ver„nichtet werden."

In diesen ersten Strophen also, redet der Verfasser blos von seinem Kloster, das damals in einem blühenden Zustande war, und prophezeiht solchem seinen künftigen Untergang, was auch sehr richtig eingetroffen ist. Er beklagt

nicht nur dessen Schicksal, sondern geht auch alsdann von Zeit zu Zeit in folgenden Strophen fort, bis in das neunzehnte Jahrhundert. Ueberhaupt kündigt er sowohl dem Kloster Lehnin, als der Mark Brandenburg ihre künftigen Schicksale an, erzählt die merkwürdigsten Begebenheiten und meisten Glücks= und Unglücksfälle, welche sich nach dem Jahre 1300 in Ansehung ihrer Landesherren zutragen werden, und bestimmt das alles, wie wir in der Folge hören werden, oft ziemlich genau.

Es ist hier der Ort, die Leser zugleich mit diesem Ort, Lehnin genannt, der so öfters hier vorkommt, etwas näher bekannt zu machen. Lehnin war ehemals eine sehr berühmte und vornehme Abtey des Cisterzienser Ordens, in der Mittelmark Brandenburg, unter dem Bisthum Brandenburg, an dem Havelflusse, drey Meilen von Potsdam gelegen und gegenwärtig ein Schloß und Amt. Daß das Kloster Lehnin ehemals in großem Ansehen gestanden habe, kann man schon daraus abnehmen, weil Otto der neunte, Markgraf von Brandenburg, der im Jahre 1313 starb, hier begraben liegt, wie der in dasiger Klosterkirche befindliche Grabstein zeigt. In jeder Hinsicht war Lehnin damals ein so angenehmer als berühmter Ort, und muß man sich also um so mehr wundern, daß dieser Geistliche mit solcher Zuversicht in gedachten Versen dem im Flor stehenden Kloster seinen baldigen Untergang prophezeiht hat, was denn auch nachher erfolgt ist.

Noch merkwürdiger ist die 8te und 9te Strophe, in welcher gesagt wird:

„Des Stifters Stamm war stets mit Liebe
„auf dieses Kloster gerichtet, doch mit dessen
„Falle wird es auch aufhören das zu seyn,
„was es bisher war.“

Ein alter Schriftsteller, Namens Buccallin, giebt in seiner Beschreibung von den Klöstern Deutschlands folgende Nachricht: Otto, Graf zu Ballenstädt, Albrechts des Bären Vater, habe den Bau des Lehninischen Klosters angefangen, und der Sohn ihn vollendet. Diesem widersprechen Andre und behaupten, es sey dessen Enkel Otto gewesen, der Lehnin gebauet und gestiftet habe. Dem sey wie ihm wolle, so ist so viel gewiß, daß die meisten Markgrafen von Brandenburg, Anhaltischer Abkunft, hier begraben liegen, als z. B. Otto I. und II. mit ihren Gemahlinnen, Albrecht II. und verschiedene Askanische Markgrafen; auch Albrecht, Churfürst von Sachsen, und aus dem Hohenzollerschen Hause sind Johann der Weise und Joachim I. hier Anfangs begraben gewesen, aber nachher nach Berlin in den Dom gebracht worden. Es ist also bestimmt, daß Otto, und folglich auch das Askanische Geschlecht, das Lehninische Kloster aufgebaut habe, und ist solches, so lange dieses Haus geblühet, auch hoch geachtet worden, aber nachher, als dieser Stamm nicht mehr existirte, ist es, was den ehemaligen Flor betrifft, in Abnahme gekommen.

Die 10te, 11te und 12te Strophe:

„Diese Trauerzeit wird bestimmt herbeikom-
„men, indem Ottens Stamm keine Erben
„hinterläßt, und gänzlich aussterben wird."

Wenn auch, wie man behauptet hat, diese Prophezeihung nicht früher als im Jahre 1300 existirte, so waren doch noch einige zwanzig Jahre bis zur Erlöschung des Askanischen Stammes in der Mark Brandenburg, und bleibt daher noch immer bemerkungswerth. Otto, von welchem hier die Rede ist, war der erste Churfürst dieses Namens, und Albrechts des Bären Sohn; obschon einige hier lieber Otto den Reichen verstehen wollen. Wenn auch gleich dieser letztere der erste aus dem Askanischen Hause in der Mark gewesen ist, und diese ihn also als ihren Stammvater erkennen muß, so starb doch seine Nachkommenschaft nicht aus, als das Askanische Haus in der Mark erlosch, weil sie noch in Sachsen durch Albrechts des Bären Sohn in dem besten Flor stand, und nur der Zweig, der von Albrecht dem Bären durch Otto, seinem ältesten Sohne, fortgepflanzt war, verdorrte, und also ging nicht Otto des Reichen, sondern Otto I. Stamm aus durch Heinrich dem Jüngern, welcher keinen männlichen Erben hinterlassen hatte.

Die 13te und 14te Strophe:

„Dann fällst du auch zuerst, doch ist dieses noch
„nicht der tiefste Fall, und überhaupt wird
„die Mark zu dieser Zeit entsetzlich leiden."

In der That entstand auch der erste Verfall des bis dahin so glücklich gewesenen Lehnin gleich nach Erlöschung des Askanischen Stammes in der Mark, weil theils die folgenden Fürsten und Landesherren dem Kloster so nicht, wie die Askanier, zugethan waren, theils auch weil es nach der Zeit großes Unglück und Verdruß in den der Folge wegen entstandenen Unruhen und Kriegen zu ertragen und fast hundert Jahre unaufhörlich auszuhalten hatte, aber der völlige Untergang erfolgte erst nach zweihundert Jahren.

Selten ist wohl ein regierendes Fürstenhaus zu Grabe gegangen, ohne daß nicht die Nachbarn sich der Gelegenheit sollten bedient haben, ihre Grenzen zu erweitern und Ansprüche durchzusetzen, von deren Ausführung sie bisher theils durch die Schwäche ihrer Gründe, theils durch die blühende Macht jener Landesherren, wider welche sie die Ansprüche machten, verhindert wurden. Die Brandenburgischen Unterthanen sahen dieses bevorstehende Elend wohl ein, weil sie aber (wie in solchen Fällen gewöhnlich) nicht einerlei Sinnes waren, so entstanden unter ihnen mächtige Partheien, die bald von diesem, bald von jenem Herrn eingenommen waren. So z. B. machten sich 1321 viele Städte anheischig, dem Herzoge Rudolph von Sachsen und dessen Söhnen zu huldigen, andre aber waren ganz dagegen. Wratislaw, Herzog von Pommern, erhielt zwar vom Kaiser Ludwig von Baiern, bei Aufthürmung dieses Wetters, den Auftrag, das Land nach allem Vermögen

zu schützen, war aber dazu viel zu schwach, und so brachen denn von allen Seiten Feinde ein, und rissen entweder vieles, was die Churfürsten von Brandenburg bisher gehabt hatten, an sich, oder zersplitterten auch die bisherigen Länder dieses Hauses, so viel ihnen möglich war.

Die alte Mark war größtentheils der churfürstlichen Wittwe Agnes zum Witthume ausgesetzt: ungeachtet nun solche zur zweiten Ehe mit dem Herzoge Otto von Braunschweig geschritten war, so setzte sie doch die Regierung in der Mark fort, und nahm ihren neuen Gemahl zum Mitregenten an. Diese Provinz aber schien dem Hochstift Magdeburg viel zu gut gelegen, als daß solches nicht auf Mittel denken sollte, dieselbe ganz oder zum Theil an sich zu bringen. Bald suchte man abgethane und veraltete Ansprüche wieder hervor, bald versuchte man mit Güte und bald wieder mit Gewalt seinen Zweck zu erreichen. Die Priegnitz und die Uckermark wurden schon im Jahre 1319 vom Herzoge von Mecklenburg angefallen, da er denn Perleberg eroberte, und an die Grafen von Schwerin für ihre Hülfe und aufgewandten Kosten verpfändete, und eben so nahm er Prenzlow und Pasewalk ein. Otto und Wratislaw von Pommern, die sich des Schutzes dieser Lande annahmen, schlugen zwar 1321 den Heinrich von Mecklenburg in die Flucht, und bekamen Prenzlow und Pasewalk zurück; hierdurch aber waren diese Provinzen noch nicht beruhigt, sondern blieben noch lange Zeit der Tummelplatz

kriegführender Partheien. Die Neumark ward von den Pohlen in Anspruch genommen, und durch Kriegsvölker mit allen Arten der Grausamkeit behandelt. Die Mittelmark ward, so wie die übrigen Marken, von dem Herzoge Rudolph von Sachsen in Anspruch genommen, von dem Kaiser aber, als ein eröffnetes Reichslehn, dem Könige Johann von Böhmen anfänglich versprochen, nachher aber seinem eignen Prinzen Ludwig zu Lehn gereicht. Die Ungewißheit der Unterthanen wegen ihres künftigen Schicksals sowohl, als die verschiedenen Ansprüche, verursachten nichts als Zerrüttung.

In der Lausitz zeigten sich verschiedene Mitwerber: der König von Böhmen war mit Bautzen und Kamenz, die der Kaiser ihm 1319 gegeben hatte, nicht zufrieden; er kam mit einem Kriegsheere in die Lausitz, und nahm Sommerfeld weg, verlor es aber auch nach einem zweimonatlichen Besitze wieder. Er belagerte Guben, ohne solches jedoch erobern zu können. Heinrich, Herzog von Schlesien, nahm Görlitz und Lauben weg. Die Oerter, welche von Meißen ehemals an die Mark Brandenburg gekommen waren, erhielten ihre vorigen Herren zurück. Henneberg war von der Markgräfin Agnes an ihre Schwester Jutta abgetreten, und die Markgrafschaft Landsberg sah der Kayser für erledigt an; diese gab er 1320 nebst der Pfalz, Sachsen, und die Schlösser Gifhausen und Altstädt dem Hause Anhalt. Der Bischof von Verden verlieh die Ländereien, welche Churfürst Woldemar von sei-

nem Stifte zu Lehn getragen hatte, dem Herzoge Otto von Lüneburg. So gieng es mit Brandenburg, und so wurden nicht nur die Grenzen des Landes gar sonderbar verändert, sondern auch die bisherige Größe ward ungemein eingeschränkt.

Im Jahre 1326 fielen die Völker (die man damals die grausamsten nannte) die Russen, Wallachen, Litthauer und Pohlen zugleich in die Mark Brandenburg ein. Alle Schriftsteller und Urkunden der Zeitgenossen sind darin übereinstimmend, daß die Unmenschlichkeiten, die bei dieser Gelegenheit in der Mark begangen wurden, alle Beschreibung übersteigen. Sie schämen sich der barbarischen Thaten schon zu den damaligen Zeiten, denn man vergoß das Blut der Einwoher wie Wasser, der Greis ward in den Armen seiner Enkel, und der Säugling in dem Schooß seiner Mutter ermordet. Kirchen, Klöster, gottesdienstliche Häuser sowohl, als die Wohnungen der Edelleute, der Bürger und der Bauern wurden geplündert, zerstört, eingeäschert. Kurz, nichts wurde verschont, Kinder riß man vom Halse ihrer Eltern mit Gewalt weg und zeigte durch boshaftes Lächeln, daß man weder Winseln noch Heulen, weder Bitten noch Schreien, weder Seufzen noch Flehen achtete, und an 6000 Menschen wurden mit fortgeschleppt. Die Neumark insbesondre war der bejammernswürdige Schauplatz, worauf, zur Schande der Menschheit, die wilden Unmenschen ihre Rolle spielten.

Doch nicht blos die fremden Völker, sondern selbst die Einwohner übten an mehrern Orten Grausamkeiten aus. So z. B. war 1323 auf einem Jahrmarkte zu Berlin viel fremdes Volk zusammen gekommen: man sprach unter andern von öffentlichen Beschwerden und Gewaltthaten des Landes, und beschuldigte den Probst zu Bernau, Nicolas Ciriack, daß er nicht nur zu den Feinden der Stadt Berlin gehöre, sondern daß er sich auch vom Herzoge Rudolph von Sachsen als Kundschafter brauchen lasse. Diese bloße Erzählung schuf Erbitterung und gebahr einen Auflauf des Pöbels. Man suchte den Probst und fand ihn; man riß ihn aus seiner Wohnung, der damaligen Berlinischen Probstey, schleppte ihn auf den Markt, band ihn an einem Pfahl und verbrannte ihn zu Asche. Die That war zu schrecklich, als daß sie ungestraft hingehen konnte. Der Bischof zu Brandenburg ließ den Berlinern alle Pfarrkirchen und Kapellen sperren, alles Läuten der Glocken untersagen, und allen ohne Unterschied, Jung und Alt, in den Kirchenbann verfallen zu seyn, erklären. Deutlich erhellt aus dieser Erzählung, durch welche Grausamkeiten die Mark Brandenburg, nach erloschenem Askanischen Stamme, geängstigt und geplagt wurde, so daß also auch in dieser Hinsicht die Herrmann Lehninische Prophezeihung richtig eintraf, nach welcher der Mark viele Leiden zu dieser Zeit angekündigt wurden.

Die 15te Strophe:

„Das Haus der Ottonen wird von dem Löwen „verschlungen werden."

Es bedarf durchaus keiner erkünstelten Auslegung, um sich von pünktlicher Erfüllung der Vorhersagung zu überzeugen, die in dieser Strophe enthalten ist; aber nothwendig ist es, statt alles Beweises die Brandenburgische Geschichte damaliger Zeit den Lesern ins Gedächtniß zurückzurufen.

Der Ottonen Haus ist die Mark Brandenburg, und diese wird hier unter diesem Namen so genannt, weil Otto der Reiche, welcher von den Askaniern zuerst in der Mark und Salzwedel seßhaft gewesen, der Stammvater aller Askanier war, die aus dem Askanischen Geschlechte in der Mark regieret haben. Viele seiner Nachkommen führten diesen Namen, Otto I., Otto II. u. s. w. Man könnte auch annehmen, daß Brandenburg hier vielleicht das Ottenhaus genannt würde, um es durch Otto I. von dem Sächsischen Churhause zu unterscheiden, als welches eben so wie das Brandenburgische Churhaus von Otto dem Reichen abstammte, denn Bernhard, Albrechts des Bären einziger Sohn, war Otto dem Reichen eben so nahe, als Otto I., und Bernhard pflanzte die Anhaltische Linie, so wie Otto I. die Braunschweigsche Linie fort; diese beiden Häuser aber kommen in Albrecht dem Bären und dessen Vater, Otto dem Reichen, zusammen. Um also jenes

von diesem und dieses von jenem zu unterscheiden, wird Brandenburg hier der Otten Haus genannt.

Dieses Brandenburgische Ottenhaus wird nun, nach erloschener Ottenlinie, eine Löwenhöhle, das ist: es kommt jetzt unter solche Prinzen, die alle in ihren Stammwappen Löwen führen, und sich daher Löwen nennen. Zuerst kommt es an Prinzen von Baiern, welche einen goldnen und roth gekrönten Löwen im schwarzen Felde, der Pfalz wegen, führen; zum zweiten kommt es an die Prinzen von Böhmen aus dem Luxenburgschen Hause, welche einen silbernen Löwen mit doppeltem Schwanze, im rothen Felde, wegen Böhmen haben; zum dritten an die Hohenzollern, die auf dem dritten Balken, in der Mitte ihres Wappens, einen schwarzen roth gekrönten Löwen im goldnen Felde, wegen des Burggrafthums Nürnberg und der Fränkischen Lande, führen. Thüringen sogar, welches Pfandherr der Mark Brandenburg gewesen seyn soll, hatte einen roth und weiß gestreiften Löwen, im goldnen Felde, den Sachsen ebenfalls wegen Thüringen führte.

Diese Löwenprinzen folgen sich einander in der Mark Brandenburg, welcher sie sich einer nach dem andern zueignen. Einer der ältern Schriftsteller setzt bei Erklärung dieser Stelle auch noch folgendes hinzu: „Man könnte die „Mark Brandenburg auch eine Löwenhöhle „nennen, weil anstatt daß die vorigen Mark„grafen für die Wohlfahrt des Landes besorgt

„waren und in demselben immer Friede erhielten, diese hingegen es sehr wenig achteten, „nur große Einkünfte daraus zu ziehen suchten, „im übrigen alles gehen ließen, wie es wollte, „wodurch die Mark in dem größten Verfall gerieth, und ein wahres Nest von Raubthieren „wurde.“ So wahr auch dieses ist, so paßt diese Erklärung doch keinesweges auf die Prinzen von Hohenzollern. Die ersten Löwenprinzen, die nach den Askaniern die Mark Brandenburg besessen haben, waren die Baierfürsten, und von diesen ist hier die Rede.

Fast alle Menschen, Große und Kleine, Vornehme und Geringe, handeln gewöhnlich nach ihrem scheinbaren oder wahren Vortheile, und messen ihre Handlungen darnach ab. Sonach war es also auch kein Wunder, daß Kaiser Ludwig an eine Vergrößerung seines Hauses dachte, da er solche mit mehrerm Rechte (wie er wenigstens meinte) als seine Vorfahren zu Stande bringen konnte. Er sah sich als den einzigen rechtmäßigen Oberherrn Deutschlands an, und hielt diesen Zeitpunkt für den allerschicklichsten, die Vortheile seines Hauses zu besorgen. Daher schrieb er im Frühjahr 1323 einen allgemeinen Reichstag nach Nürnberg aus, und verlangte unter andern wichtigen Reichssachen, wegen anderweitiger Vergebung der Markgrafschaft Brandenburg, das Reichsgutachten der Stände.

Es gieng damals, grade so wie noch immer heut zu Tage, daß die Kleinen sich gern bei den Großen der Erde beliebt machen wollen,

und daher fiel es auch dem Kaiser nicht schwer, die Einwilligung des Reichs zu erhalten, um dieses Land seinem ältesten Prinzen Ludwig, der zum Unterschiede eines andern Bruders dieses Namens, Ludwig der Aelteste, auch wohl wegen erhaltener Churmark Brandenburg, Ludwig der Brandenburger genannt wird, als ein Reichslehn zu vergeben. Die Einwilligung des Reichs war ertheilt, und der Kaiser ernannte nun gedachten seinen Prinzen Ludwig, für sich und seine männlichen Nachkommen, zum Markgrafen von Brandenburg und zu des heil. röm. Reichs Erzkämmerer und Churfürsten. Dieser Prinz aber war noch minderjährig, und darum übernahm der Kaiser selbst die vormundschaftliche Regierung des Landes, und ließ sich auch als Vormund seines Sohnes von dem Bischofe zu Halberstadt mit allen den Orten in der Mark Brandenburg, die Halberstädtsche Lehn waren, belehnen.

Um diesem seinem Prinzen mehrere Stütze zu verschaffen, verlobte er ihn mit des damaligen Königs von Dänemark, Christoph's, Prinzessin Margarethe, und schickte ihn mit dem Grafen Berthold von Henneberg nach Dänemark, um das Beilager vollziehen zu lassen.

Den 24ten Juni 1324 belehnte der Kaiser diesen Prinzen mit der Mark Brandenburg, mit den Herzogthümern Stettin und Demmin, mit dem Lande Stargard und der Grafschaft Wernigerode, auch mit allen übrigen Landen, Leuten und Gerechtigkeiten, die durch den Tod des

Churfürsten Woldemar dem Reiche als Reichslehn anheim gefallen. Er ertheilte auch diesem Prinzen die Anwartschaft auf das Fürstenthum Anhalt, und belehnte ihn mit der Markgrafschaft Lausitz.

Nunmehr trat Churfürst Ludwig die Regierung der Mark Brandenburg wirklich an, und im Jahre 1328 bemühte er sich zur Unterstützung seines Hauses die nöthigen Summen aufzubringen; unter andern verpfändete er Lenzen und Dömitz, nebst einem auf beyden Seiten der Elbe befindlichen Striche Landes, an den Grafen von Schwerin für 6500 Mark Silbers. Im Jahre 1329 und 1331 führte er Krieg mit den Herzogen von Pommern, weil diese die Brandenburgische Lehnsverbindnng nicht mehr erkennen wollten, aber das Glück stimmte mit seinen Wünschen nicht überein, denn zuerst wurde er bei Prenzlow und dann auf dem Kremmer Damme geschlagen, wo auf 400 der besten Märkischen Reuter verloren giengen (zu damaliger Zeit eine sehr bedeutende Summe) und der Churfürst mußte seine Lehnsherrlichkeit auf Pommern fahren lassen und von seinen Rechten abstehen.

Im Jahre 1334 schloß er mit seinen Brüdern Stephan, Ludwig dem Römer, Wilhelm und den übrigen eine Erbvereinigung und Erbverbrüderung; der Kaiser bestätigte diese Erbverträge und gab dem Churfürsten auf die Baierschen Staaten, dessen Brüdern aber auf die Mark Brandenburg die Mitbelehnung.

Im Jahre 1343 ward dieser Churfürst alleiniger Herr in der alten Mark, denn man nöthigte Otto den Milden von Braunschweig, allen Forderungen gegen eine Versicherung von 3450 Mark Silbers zu entsagen. Ludwig der Aelteste von Baiern ist also der erste Löwenprinz in der Mark Brandenburg, dahin es Ludwig V. von Baiern, als Kaiser, zum Besten seines Hauses gebracht hatte.

Die 16te Strophe:

„Die eigentlichen Blutsverwandten bleiben
„von der Mark Brandenburg ausgeschlos-
„sen."

Auch dieses kann durch die Geschichte selbst, ohne weitre künstliche Erklärung, auf folgende Art bewiesen werden: Sowohl der Herzog Rudolph von Sachsen als das Haus Anhalt, machten auf die erledigten Brandenburgischen Marken Ansprüche, diese aber lassen sich auf zween Hauptpunkte zusammen ziehen. Die damaligen Häuser, Sachsen Wittenberg, Sachsen Lauenburg und Anhalt erkannten, so wie das ausgegangene Churhaus Brandenburg, Albrecht den Bären und ersten Churfürsten von Brandenburg für ihren gemeinschaftlichen Stammvater; denn diese Häuser stammten von Albrecht dem Bären durch seinen jüngern Sohn Bernhard, so wie das erloschene Haus Brandenburg, von ihm durch seinen ältern Sohn Otto ab. Diese Häuser schienen also, nach Abgang der Ottenlinie,

als Blutsfreunde und Vettern, solche beerben zu müssen. Ueber dieses beriefen sich die damaligen Fürsten von Anhalt noch auf eine, von dem Churfürsten Woldemar gemachte Verordnung und letzten Willen, vermöge dessen ihm seine Schwester Agnes Söhne, die Fürsten Albrecht und Woldemar von Anhalt, auf seinen unbeerbten Todesfall in der Mark Brandenburg folgen sollten. Man sagt sogar, Woldemar der Churfürst, hätte auf diesen Fall seine Unterthanen sich dem Hause Anhalt vereiden lassen. Aus diesen Gründen hätten freilich besagte Häuser ihren Vetter beerben sollen, und die Anmerkung, die der Schriffsteller Brolut macht, daß die Nachkommen Bernhards des Ersten, Churfürsten von Sachsen und Anhaltischer Linie Fortpflanzer, niemals die nach dem Sächsischen Lehnrechte gehörigen Vorschriften befolgt hätten, thut kein Genüge, denn da Albrecht der Bär die Mark Brandenburg nicht vom Reiche zu Lehen bekam, sondern dem Reiche diese seine Erbschaft zu Lehen auftrug, so scheint es nicht wahrscheinlich, daß er sich und die Seinigen der Einrichtung des Sächsischen Lehnrechtes unterworfen haben. Das alles sey wie es wolle, Ursachen mußten vorhanden seyn, aus welchen Ludwig, der Kaiser, die Marken als ein erledigtes Reichslehn erklären konnte, denn er hat weder die Ansprüche der Askanischen Nachkömmlinge, noch ihre Widersprüche in Betracht genommen, sondern die Mark Brandenburg für erledigt und dem Reiche heimgefallen angesehen, und sie sei=

nem Sohne Ludwig mit Bewilligung des Reiches erblich übergeben.

Kaum war Kaiser Ludwig V. mit Tode abgegangen, da wurde dem Churfürst Ludwig einer der übelsten Streiche gespielet. Es meldete sich nehmlich eine Person, die sich für den Churfürsten Woldemar den Großen ausgab, und das Churfürstenthum zurück foderte. Einige Geschichtschreiber halten diesen Menschen für einen Betrüger, andre hingegen haben sich seiner angenommen und behaupten, daß er der rechte Woldemar gewesen sey. Sie erklären nehmlich die Geschichte auf folgende Art, und sagen: er habe über die nahe Verwandtschaft mit seiner Gemahlin Agnes von Brandenburg solche Gewissensbisse bekommen, daß er sich von ihr absondern wollen, aber die große Liebe zu ihr habe keine Ehescheidung auf die Bahn zu bringen erlaubt, daher sey er auf die Gedanken gerathen, eine Krankheit vorzugeben, und ausstreuen zu lassen, er sey gestorben. In der That sey auch statt seiner ein andrer Todte zur Gruft bestattet, er selbst aber sey heimlich fort und ins gelobte Land gegangen, um seiner Gemahlin, die ihn todt zu seyn vermeinet, Gelegenheit zu verschaffen, sich anderweitig zu vermählen. Seine Absicht wäre gewesen, bis an sein Lebensende unbekannt in fremden Landen, Buße zu thun und nie wieder zurück zu kehren, nachdem er aber mit Schmerzen vernommen, daß sein Fürstenthum, mit Vorbeigehung seiner lieben Vettern von Sachsen und Anhalt, welchen als

Mitbelehnten es zustehe und gehöre, an einen ganz fremden Herrn gerathen, der gar kein Recht dazu hätte, so habe er sich entschlossen, sein Land selbst wieder anzunehmen, zwar nicht, um zu regieren und fürstlich zu leben, sondern um es an seine Blutverwandten und nächsten Vettern zu bringen. Viele Schriftsteller, besonders die Anhaltschen Geschichtschreiber, halten diese Person für den wahren Woldemar, andere hingegen meinen: der sächsische Hof habe sich vermuthlich des Hasses Rudolphs von Sachsen, der seit langer Zeit der bitterste Feind des baierschen Hauses war, zu diesem Vorhaben bedient und einen Menschen ausgesucht, der den Woldemar vorzustellen fähig war, und aus dessen Händen die Mark hernach ohne Streit an die Seitenverwandten des vormaligen markgräflichen Hauses Brandenburg kommen mußte. Einige Schriftsteller, als z B. Ditmar und Hofrath Lonz (in historischer Sammlung, Seite 277, Jahrbuch Seite 635) beschreiben diese Betrügerei sehr genau und sagen: der Mensch habe Jakob Rehbock oder Rehbach geheißen und sein Geburtsort Hundeluft, eine nicht weit von Zerbst gelegene Mühle, er sey ein Müller von Profession gewesen, aber seines natürlichen Verstandes und seiner wohlgebildeten Gestalt wegen, in seiner Jugend in die Dienste des Churfürsten Woldemar als Hofdiener gekommen; er sey mit dem Churfürsten in gleichem Alter, und diesem Herrn an Leibesgröße und Stellung, an Haaren, Bart und Gesichtszügen ganz ähnlich gewesen. Er

habe sogar des Churfürsten Gebehrden nachzuahmen gelernt, und eine ziemliche Kenntniß von Personen und Sachen gehabt, die an seines Herrn Hofe vorgekommen wären.

Kurz, dieser wiedergekommene Churfürst Woldemar, der 29 Jahr abwesend gewesen seyn wollte, trat in Magdeburg im Jahre 1348 mit solchen Feierlichkeiten ans Licht, die ihm ein Ansehen zu geben fähig waren. Er bekam alsbald einen mächtigen Anhang, der Erzbischof von Magdeburg war der Erste, und Karl IV. war frühzeitig von der Wiederkunft Woldemars unterrichtet, wofern er selbst, wie einige behaupten wollen, nicht an dem ganzen Entwurf Schuld gewesen. Er überließ jedoch anfänglich dem Herzoge Rudolph von Sachsen die ganze Betreibung der Sache. Von allen Seiten wurden nun Anstalten getroffen, die Mark Brandenburg diesem Woldemar zu unterwerfen. Der Herzog von Sachsen und die Anhaltischen Fürsten unterließen nichts, die Unterthanen vom Churfürsten Ludwig abzuziehen. Die Prinzen von Mecklenburg, Pommern, Braunschweig-Lüneburg und andre nahmen sich dieses Woldemars an, überschwemmten die Marken unter dem Vorwande, dem Wiedergekommenen sein Land zu verschaffen. Leichtgläubigkeit, Liebe zu dem Churfürsten Woldemar, Haß wider Ludwigs harte Regierung, Freigebigkeit des wieder aufgelebten Herrn, alles dieses öffnete ihm die Thore der Festungen, Schlösser und Städte. Der Edelmann und Bürger unterwarfen sich diesem

Herrn um die Wette; zeigte er sich nur vor einem Orte, so zog man ihm mit Fahnen, Lichtern und Kreuzen als einem Heiligen entgegen. Alles fiel ihm zu, außer Frankfurt, wo der Kaiser mit 14 Fürsten den Churfürsten Ludwig vergebens belagerte, Spandau und Brizen, das daher den Namen: das treue Brizen (Treuenbrizen) bekommen hat. Dieser Woldemar ward darauf den 2ten Octbr. bei Heinrichsdorf, unweit Münchenberg, mit der Mark Brandenburg und allen dazu gehörigen Landen, Leuten, Rechten und Gerechtsamen von dem Kaiser belehnt, die Brandenburgischen Unterthanen an ihm gewiesen und die Ungehorsamen in die Reichsacht erklärt.

An eben dem Tage wurde auch dem Sächsischen Prinzen Rudolph dem Jüngern und Otto, wie auch den Anhaltischen Prinzen Albrecht und Woldemar die Mitbelehnung vom Kaiser ertheilet. Ein von Ludwig dem Römer im Jahre 1349 unweit Stargard gewagtes Treffen fiel für ihn so unglücklich aus, daß, außer den Erschlagenen, 500 Mann gefangen wurden. Doch in diesem Jahre erlosch noch des Kaisers Eifer für den aufgetretenen Woldemar, und nachdem Churfürst Ludwig und der Kaiser sich besprochen hatten, versprach Karl dem Churfürsten völlige Genüge zu thun. Dagegen machte der Churfürst Ludwig sich anheischig, den Karl von nun an für einen rechtmäßigen Römischen König zu erkennen, ihm die Reichskleinodien auszuliefern, und seine Lande von ihm

zu Lehen zu nehmen. Endlich gelobte er auch den Frieden, der zwischen dem Kaiser Karl und dessen Bruder Johann auf einer Seite, und zwischen Stephan und seinen andern Brüdern andrer Seits geschlossen, in allen Stücken getreulich anzunehmen und zu halten.

Im Jahre 1350 belehnte der Kaiser den Churfürsten wirklich mit der Mark Brandenburg, und erließ von Nürnberg aus an die Märkschen Städte ein Schreiben, in welchem er sagte: daß derjenige, der sich für den Churfürsten Woldemar ausgegeben, des seligen Markgrafen Conrads Sohn nicht sey. Daher gebiete er von Gerichtswegen, aus königlicher Gewalt, daß man sich nicht mehr, weder an denselben Woldemar, noch an seine Helfer kehre; Churfürst Ludwig sey wegen des Menschen, der sich Markgraf Woldemar nenne, unrechtmäßiger Weise aus der Mark Brandenburg geworfen. Man solle daher unverzüglich und ohne Widerrede sich an den Churfürsten Ludwig und dessen Bruder Ludwig den Römer, wie auch an Otto, dessen Bruder, halten, ihnen huldigen, schwören, und ihnen, als rechten Landesherren, Gehorsam leisten.

Hierauf besserten sich von Zeit zu Zeit der Baiern Sachen in der Mark, denn alles kam nach und nach, bis auf einige Orte, wieder in die Hände des Churfürsten Ludwigs, und die Widerspenstigen ängstigte er mit Feuer. Endlich im Jahre 1351 trat Ludwig, der Churfürst, die Mark Brandenburg mit allen Leuten und Rech=

ten an seine Brüder ab, und hielt sich nur das Mitrecht, den Römischen König wählen zu können, lebenslänglich vor.

Ludwig zog in die Länder seiner Gemahlin, und starb im Jahre 1361 zu München. Die Märker trafen die landesväterlichen Gesinnungen nicht bei ihm an, die sie an ihren Anhaltischen Fürsten zu beobachten gewohnt waren, und dieses verursachte der fast allgemeine Abfall, sobald der neue Woldemar erschienen war, und es war blos seiner persönlichen Tapferkeit zuzuschreiben, daß er sie so lange behalten hatte.

Der vermeinte Woldemar trat von dem Schauplatze, auf welchem er seine Rolle gespielt hatte, mit vielem Anstande ab. Er begab sich aller Rechte auf die Mark Brandenburg, entließ diejenigen, die ihm geschworen hatten, ihrer Pflichten, und lebte nachher zu Dessau in aller Stille bis an sein Ende, welches 1356 erfolgte.

Kaiser Karl IV. hatte die Markgrafen mit dem Hause Anhalt dahin verglichen, daß, weil die Sache nicht höher zu treiben war, dieses sich mit dem Lösegelde des gefangenen Pfalzgrafen Ruprechts, und Magdeburg sich mit einigen abgerissenen Orten befriedigen, jene aber von allen für unbezweifelte Besitzer der Mark Brandenburg angenommen und erkannt werden mußten. Das Land war also beruhigt und Ludwig der Römer mit allen Feierlichkeiten belehnt, starb ohne Erben zu hinterlassen, und Otto von Baiern gelangte nun zur alleinigen Regierung der Mark Brandenburg, nahm sich aber, nach

Angabe aller Schriftsteller, derselben so schlecht an, daß er sich dadurch den verächtlichen Namen des Faulen zugezogen hat. Seine öftere Abwesenheit hatte auf die Ruhe der Märker und ihre Nachbarn den wichtigsten Einfluß, denn die Räubereien giengen auf allen Seiten wieder an. Die Regierung dieses Herrn nahm bald ein Ende, und mehreres ist auch nicht nöthig von der Regierungsgeschichte dieser bisherigen Fürsten anzuführen, denn die Wahrheit der Vorhersagung ist hinreichend erwiesen, daß nehmlich die Blutsverwandten von der Regierung des Brandenburgschen Landes verdrängt würden.

Die 17te und 18te Strophe:

„Wenn die Fremden nach Corin gekommen
„sind, so wird des Cerberus Stolz schnell
„genug durch des Kaisers Licht zerstäubt
„werden."

Etwas schwerer als die vorhergehenden Strophen sind diese beiden zu verstehen, doch auch hier findet sich eine Erklärung, nur muß man die Geschichte mit zu Hülfe nehmen, und auf folgende Art fortfahren.

Mit der Regierung des Baierschen Hauses in der Mark Brandenburg gieng es nunmehr zu Ende. Otto, der Churfürst, suchte das Land dem abermals in der Mark gegenwärtigen Vetter Friedrich, Herzoge von Baiern, in die Hände zu bringen. Dieser Prinz hatte sich in dem Pommerschen Kriege um den Churfürsten und

dessen Land sehr verdient gemacht. Otto lebte mit seiner Gemahlin eben nicht in vergnügtem Ehestande, und dieser war nicht fähig, seines Schwiegervaters, des Kaisers, Freundschaft zu erhalten. In den bisherigen Pommerschen Unruhen hatte Böhmen, der Erbvereinigung ungeachtet, der Mark gar keine Hülfe geleistet, und Karls eigennütziges Betragen war dem Churfürsten ziemlich einleuchtend. Das alles waren Triebfedern, Versuche zu machen, ob man nicht die Mark Brandenburg, in der Person des Herzogs Friedrichs, dem Baierschen Hause wieder verschaffen könnte.

Niemals ist ein Fürst wachsamer und auf seine Vortheile aufmerksamer gewesen, als Karl IV. Es konnte ihm das, woran zum Nachtheile seines Hauses in der Mark Brandenburg von Otto, zum Besten seines Vetters, des Herzogs von Baiern, gearbeitet wurde, unmöglich verheelet bleiben. Er entschloß sich daher, in aller Eil seine Kräfte anzustrengen, um die Rechte seines Hauses zu erhalten. Zu Ende des Julius im Jahre 1373 zog er schleunig ein Kriegsheer zusammen und rückte mit demselben in die Neumark ein. Schon den 10ten August hatte er das Feldlager vor Fürstenwalde stehen. Otto, der Churfürst, hatte nimmermehr sich diesen so geschwinden Einfall seines Schwiegervaters vorgestellt. In der Mark Brandenburg hatte man daher auf keine Vertheidigungsmittel gedacht. Er, der Churfürst, konnte auf die Treue seiner Unterthanen, die dem Luxenburgschen Hause be-

reits mit Eiden zugethan waren, eben keine gar zu hohe Rechnung machen; ringsumher war er, in Magdeburg, Mecklenburg, Pommern und Pohlen, von lauter Freunden des Kaisers umgeben. Er wußte sich also nicht anders zu helfen, als zum Kreuze zu kriechen, und sich selbst zum Kaiser nach Frankfurt zu verfügen. Hier schloß er den 23ten August mit seinem Schwiegervater, nach einigen gepflogenen Unterhandlungen, einen Vertrag, kraft dessen er die Mark Brandenburg noch bei Lebzeiten dem Kaiser übergeben mußte. Man stellte ihm vor, die Bemühung für seinen Vetter hätte den Kaiser allerdings berechtigt, mit Waffen in der Hand die seinem Hause zustehenden Erbfolgsrechte in der Mark Brandenburg zu sichern, nichts aber als die freiwillige Uebertragung der Märkischen Regierung an die Mitbelehnten könne diese Sicherung gewähren.

Karl versprach, wenn er die Mark den kaiserlichen Kindern sogleich überliefre, in solchem Fall ihm Zeitlebens mehrere Schlösser und Städte zu übergeben, und außerdem noch 100000 Gulden entweder ihm, oder nach seinem unbeerbten Tode seinem Bruder Stephan und dessen Erben auszuzahlen, und dafür auch ihm gewisse Städte zum Unterpfande anzuweisen.

Otto sowohl als sein Vetter Friedrich befanden sich in solcher Lage, daß sie alle Anerbietung anzunehmen sich nicht lange bedenken durften, und so kamen also die Unterhandlungen wirklich zum Schlusse, und die Mark Bran-

denburg wurde dem Kaiser und seinem Sohn Wenzel übertragen.

Im September legte die alte Mark die Huldigung an Wenzel und dessen Bruder Sigismund ab, weil aber Wenzel erst 12 Jahr alt war, so unternahm sich Karl der obervormundschaftlichen Regierung. Das Haus Baiern lieferte alle die Mark angehende und befindliche Urkunden aus, und verwies die Märkischen Unterthanen völlig an das Luxemburgische Haus, und Otto starb als Privatmann im Jahre 1376.

Hält man nun die hier kürzlich angegebene Geschichte gegen das, was in beiden oben gedachten Versen vorhergesagt ist, so ist die Erklärung eben nicht schwer. Man sieht deutlich, daß die Fremden, von welchen die Prophezeihung spricht, die Kriegsvölker Karls IV. sind, mit denen er in die Neumark, in welcher Corin gelegen ist, eingedrungen, um des Churfürsten Otto Absichten zu hintertreiben. Man könnte es also auf folgende Art umschreiben und gedachte Verse auslegen: „wenn die fremden „Völker (die Böhmen) in die Neumark kommen, „und unweit Corin, dem Cisterzienser-Kloster, „sind, so beuget die List und Vorsicht des Kai„sers den Stolz, die Unverschämtheit und das „Unternehmen des Cerberus ꝛc.“

Man könnte fragen: was hat unser Prophet mit dem Höllenhunde Cerberus, dem dreiköpfigen Thiere, wohl sagen wollen? und die Erklärung würde leicht seyn, wenn man unter Cerberus das Baiersche Haus versteht, dessen drei

Köpfe Otto, Stephan und Friedrich sich die Mark Brandenburg zuspielen und dem Luxemburgischen Hause entwenden wollten. Wer den Virgil gelesen hat, weiß, daß sich auf diese Umstände der Ausdruck Cerberus ganz genau passe, denn so wie dort Cerberus das unterirdische Reich und den hereingelassenen Aeneas mit seinem Bellen erschreckte, aber durch den ihm vorgeworfenen Honigkuchen und vorgewiesenen goldenen Baumzweig besänftigt und beruhigt wurde; eben so ergieng es auch hier dem dreiköpfigen Baierschen Hause. Durch sein Bemühen und Versuchen, die Mark Brandenburg an sich zu behalten, erschreckte es das durch die Erbverbrüderung in die Mark eingelassene Luxemburgsche Haus; der goldne Baumzweig aber, den der Kaiser den Baiern vorwies, ich will sagen, das fürchterliche Kriegsheer, mit welchem Karl die Neumark überrumpelte, und das Geld, welches er dem Otto anbot, wie auch der Honigkuchen, den er ihnen vorwarf, das ist: das süße, theils dem Otto, theils dem Baierschen Hause gethane Versprechen von 100000 Gulden, besänftigte diesen Cerberus, und zerstäubte den cerberischen Stolz des Baierschen Hauses.

Auf solche Art ist die Mark Brandenburg dem Hause Baiern, das sie 50 Jahr eingehabt hatte, durch Karls IV. List entrissen und an das Luxemburgsche Haus gekommen.

Die 19te Strophe:

„Dennoch wird die Mark sich schlecht beschützt
„sehen."

Der bisherige klägliche Zustand des Landes, der hauptsächlich von der Ohnmacht der Regenten herrührte, schien durch diese Veränderung um ein merkliches gebessert zu seyn, indem die Mark einen Landesherrn bekommen hatte, der allen Nachbarn Ehrfurcht einzuflößen im Stande war. Auf einem zu Tangermünde gehaltenen Landtage brachte der Bischof Dietrich von Brandenburg, aus dem Geschlechte derer von Schulenburg, den Vorschlag in Anregung: ob es nicht rathsam wäre, die Mark Brandenburg auf ewig mit der Krone Böhmen zu verknüpfen. Wie sonderbar auch der Vorschlag war, das Churfürstenthum Brandenburg gleichsam in eine blos von Böhmen abhangende Provinz zu verwandeln, so fand er doch bei den Märkischen Ständen großen Beifall deswegen, weil der Kaiser die Schifffahrt aus Böhmen in die Elbe einrichten und die Moldau schiffbar machen lassen wollte.

Der bischöfliche Vorschlag fand Eingang, und Wenzel, der Churfürst, schrieb im Jahre 1374 einen Landtag nach Guben aus, wo er nebst seinen Brüdern Sigismund und Johann die Mark Brandenburg mit der Krone Böhmen vereinigte. Karl IV., der diese ganze Sache eingeleitet hatte, bestätigte solche, und blieb im folgenden Jahre mit seinem Hause mei-

stens in der Mark, was den Unterthanen sehr lieb war, die sich von der Vereinigung ihres Landes mit Böhmen viel Gutes versprachen, doch diese angenehme Aussicht dauerte nicht lange, und die Brandenburgischen Angelegenheiten nahmen eine ganz andre Wendung.

Im Jahre 1376 ward Wenzel zum Römischen König gewählt und zu Aachen gekrönt. Karl machte nun auch die Verordnung, wie seine Söhne sich in die Staaten theilen sollten. Wenzel war bereits zum Könige von Böhmen erklärt, Sigismund sollte das Churfürstenthum Brandenburg bekommen, und die Lausitz nebst der Mark jenseits der Oder wurde dem jüngsten Sohne Johann angewiesen. Im Jahre 1378 gieng Karl mit Tode ab, und Wenzel verwies gleich nach des Kaisers Hintritte die Marken an seinen Bruder Sigismund, der auch die Regierung sogleich antrat. Allein die churfürstlichen Länder litten nicht nur durch einen benachbarten Krieg, sondern es entstanden auch im Jahre 1379 innerliche Unruhen in der Mark selbst. Die Pohlen fielen die Pommerschen Staaten feindlich an, worauf sowohl in diesem als folgenden Jahre zwischen Pohlen, Pommern und Brandenburg allerhand verderbliche Streifereien vorgenommen wurden. Die Herzöge von Mecklenburg machten auch auf verschiedene Städte in der Priegnitz Anspruch, deren sie sich dann bemächtigten und dem Lande vielen Schaden zufügten.

Sonach konnte also die Mark Brandenburg unter dem Böhmischen Schilde und dieser Regierung sich eben keines sonderlichen Schutzes erfreuen. So lange als Karl IV. lebte, gieng es ziemlich gut, denn seine Macht hielt die Nachbarn in Ehrfurcht; er brachte im Jahre 1374 für die Marken mit Pommern, Mecklenburg, Magdeburg, Chursachsen, Meißen und Anhalt einen dreijährigen allgemeinen Landfrieden zu Stande, lösete nach und nach verschiedene von der Mark abgerissene Stücke wieder ein, und jagte den Herzögen von Mecklenburg und Herren der Wenden, die in seiner Abwesenheit den Märkern vielen Schaden gethan hatten, so große Furcht ein, daß sie ihre Lande von der mit Böhmen vereinigten Chur Brandenburg zu Lehn empfingen. Wie aber Karl todt war, so war auch der Landfriede aus, Böhmen so fürchterlich nicht mehr, und Sigismund auch nicht so klug und vorsichtig wie sein Vater. Die Mark Brandenburg erfuhr dieses schon gleich beim Antritte seiner Regierung, und wir werden unter ihm, wenn wir die Geschichte zur Hand nehmen, noch die schrecklichsten Begebenheiten vernehmen müssen, so daß also nichts richtiger eingetroffen, als die Lehninische Vorhersagung, daß die Mark sehr schlecht unter diesen Regenten beschützt werde.

20. Diese Strophe, worinne es heißt:

„Der Königslöwe werde nach andern Dingen „trachten,“

ist, verglichen mit der Brandenburgischen Geschichte, äußerst auffallend.

Das größte Unglück für die Mark Brandenburg war unstreitig die Vermählungssache des Churfürsten Sigismunds. Diesem Prinzen verlobte Ludwig, der König von Polen und Ungarn, seine älteste Prinzessin Maria, versprach ihm die künftige Erbfolge auf beide Länder, ließ auch solchem von den polnischen Prälaten und Magnaten 1382 den Eid der Treue ablegen. Da Ludwig in eben diesem Jahre mit Tode abgieng, kam Sigismund auf hiervon erhaltene Nachricht schleunig nach Posen; der daselbst aus Großpolen befindliche Adel versprach ihm sogleich, sich zu unterwerfen, wenn er im Königreiche seinen Wohnsitz aufschlagen und den von dem Könige Ludwig ernannten Statthalter dieser Provinz abdanken wollte. Die letzte Bedingung schlug er ab, und brachte dadurch den polnischen Adel in Harnisch. Man hielt eine Zusammenkunft, und beschloß, einen volljährigen Herrn auf den Thron zu erheben, unter der Bedingung, daß er eine von den Prinzessinnen des verstorbenen Königs heirathete. Man sah hierbei mehr auf die jüngere Prinzessin Hedwig, als auf die ältere Maria und Sigismund. Die Liebe, welche Sigismund für Ausländer blicken ließ, machte ihn noch verhaßter, und seine bisherigen besten Freunde wurden gezwungen, seine Parthei zu verlassen. Es kam im Jahre 1383 in Pohlen zwischen den Anhängern und Widersachern Sigismunds zum

blutigen Kriege. Um solchen zu stillen, wurde die verwittwete Königin ersucht, eine ihrer Prinzessinnen nach Pohlen abreisen zu lassen, und um also der jüngern Prinzessin Hedwig eine Krone zu verschaffen, sprach sie die Pohlen von dem Eide los, den sie der Maria und Sigismund geschworen hatten, und erhob sonach Hedwig auf den Pohlnischen Thron.

Sigismund rückte zwar mit 12000 Ungarn in Pohlen ein, konnte aber nichts ausrichten, und Hedwig wurde zu Krakau zur regierenden Königin erwählet, wobei Sigismund leer ausgieng. Nach manchen Streitigkeiten sah sich die verwittwete Königin zur Aussöhnung mit Sigismund bewogen, der Maria heirathete, und nachdem Karl meuchelmörderischer Weise umgebracht worden, zum Könige von Ungarn gekrönt wurde.

Um seine Vettern Jobst und Procop von Mähren wegen ihrer Ansprüche zu befriedigen, versetzte er ihnen im Jahre 1388 das ganze Churfürstenthum Brandenburg, mit Bewilligung Wenzels und Johanns seiner Brüder, verwies die Brandenburgischen Unterthanen an die Herren von Mähren; es erfolgte auch gleich die wirkliche Huldigung des Landes an Jobst, der die Mark von 1388 bis 96 pfandweise besaß, sich aber nachher Markgraf von Brandenburg und des heiligen Römischen Reichs Erzkämmerer nannte.

Im Jahre 1410 starb der dem Wenzel entgegen gesetzte Gegenkaiser Ruprecht, Chur-

fürst von der Pfalz, und Wenzel von Böhmen war geneigt, zu einer Römischen Königswahl selbst mitzuwirken, wenn man einen Prinzen aus seinem Hause auf den Thron erheben wollte. Die Churfürsten ließen sich diese Bedingung gefallen, um das Reich wieder zu vereinigen. Sigismund, König von Ungarn, und Jobst, Markgraf von Brandenburg und Mähren, gaben sich als Mitwerber zu dieser Würde an. Ohngeachtet Einige Sigismund erwählten, so drangen doch die Andern, deren Wahl auf Jobst fiel, den 1ten Octbr. durch, doch im folgenden Jahre 1411, nach Jobsts Tode, erfolgte die einmüthige Wahl für Sigismund als Kaiser ohne allen Widerspruch.

So sieht man also ganz deutlich die Wahrheit des 19ten Verses, daß nehmlich die Mark Brandenburg nur kurze Zeit sichern Schutz unter den Regenten, die der Kaiser ihr verschaffen sollte, das ist, unter den Prinzen des Luxemburgischen Hauses, genießen würde, denn diese Herren haben sie kaum 15 Jahre für sich behalten, und ein andrer bekam sie, Jobst von Mähren nehmlich, weil der königliche Löwe, Sigismund, der zweite Sohn Karls, welchen Wenzel im Jahre 1378 die Mark ganz abgetreten hatte, nicht lange bei dem Churfürstenthume geblieben ist, sondern sich nach höhern Dingen, nach Pohlen und Ungarn umgesehen hat, und ist ihm schon jenes mißlungen, so ist ihm dieses doch zu Theil geworden. Ja er hat seinen Lauf so weit fortgesetzet, bis er sich end=

lich auf den Kaiserthron geschwungen hat. Dieser königliche Löwe Sigismund ist nach verlaßner Mark Brandenburg in seinem Laufe stark aufwärts gerücket, da es indessen der guten Mark sehr übel ergangen ist.

Die 21te Strophe:

„Die wahren Herren wird dieses Land nicht
„mehr sehen."

Jobsts, Markgrafs von Mähren Regierung in der Mark Brandenburg war sehr traurig, denn er war beständig abwesend, und kam nicht eher in dieses Land, als wenn er Geld benöthigt war, wenn er denn genug gesammelt und die Kammergüter verpfändet oder verkauft hatte, so reis'te er wieder davon; im übrigen bekümmerte er sich nicht darum, wenn seine Unterthanen durch die Drangsale der Nachbarn und des unruhigen Adels gänzlich ausgesogen und zu Grunde gerichtet wurden. Jobst kam nie ins Land, um solches zu bessern, sondern als Wucherer seinen Beutel zu füllen.

Gleich nach Jobsts Tode setzte sich Sigismund, König von Ungarn, wieder in den Besitz der Mark Brandenburg, doch ohne darin zu erscheinen. Das Land leistete den kaiserlichen Bevollmächtigten die Huldigung mit Vergnügen, denn man sahe diese Veränderung als Vorboten eines künftigen Wohlstandes an, doch vergebens, er kam nicht selbst und that auch nichts zum Besten des Landes.

Der klägliche Zustand der Mark Brandenburg vermochte endlich den Sigismund, mit Friedrich, Burggraf zu Nürnberg, einen Vergleich abzuschließen, darin unter andern gesagt wurde: die Regierungslast sey zu groß, und wegen der Entlegenheit der Mark Brandenburg habe er einen Gehülfen nöthig. Er übergebe um deswillen gedachtes Markgrafthum dem Burggrafen Friedrich zu Nürnberg als allgemeinen Statthalter und Verweser, so daß er dasselbe mit allen Zubehörungen nützen und gebrauchen, auch alles vornehmen solle, was ihm selbst als Markgrafen zu Brandenburg zustehen könnte. — Friedrich kam im Jahre 1412 mit einem ansehnlichen Gefolge in der Mark Brandenburg an, und die meisten von Adel nebst den Städten, machten keine Schwierigkeiten, den Eid der Treue abzulegen, aber der größte Theil des Adels im Havellande machte wider die Huldigung allerhand Einwendungen, doch es half ihnen nichts, und der Burggraf trat seine Regierung an.

Aus allen diesen Begebenheiten ist es also offenbar, daß die Mark Brandenburg seit dem Regierungsantritte des Sigismunds ihre wahren Landesherren nicht mehr als solche, das ist: als wahre Beherrscher und Landesväter gesehen habe. Keiner aus allen, die von der Zeit an die Mark besessen haben, hat Hof in der Mark gehalten, und das Land wußte vom Jahre 1378 bis 1415 nicht, wer eigentlich ihr Herr und Beherrscher zu nennen sey. Die Weissagung

sagt demnach wahr und hat recht, wenn sie von diesen Zeiten spricht: die wahren Herren hat das Land nicht zu sehen bekommen.

Die 22te Strophe:

„Es schadet und verwirrt das Heer der Stell-
„vertreter.“

Seitdem die Mark Brandenburg an das Haus Luxemburg gekommen war, wurde sie meistentheils durch Statthalter regiert. Schon zu Karls IV. Zeiten, wenn er ausser der Mark war, hatte sie Statthalter, die sämmtlich schlecht regierten und die ihnen anvertraute Gewalt mißbrauchten. So z. B. fing Lippold, den Jobst zum Statthalter gesetzt hatte, einen landverderblichen Krieg an mit dem Erzbischofe Albrecht von Magdeburg, wurde aber nebst vielen andern gefangen genommen und 4 Jahre lang in Verhaft gehalten. Mitlerweile zog der Erzbischof einige Völker zusammen, ward durch Sigismund, Fürst zu Anhalt, verstärkt und rückte unversehens vor Ratenau. Die Bürgerschaft mußte dem Erzbischofe huldigen, und dann gerüstet ihm, seine Ankunft zu sichern, entgegen ziehen; kaum aber war dieses geschehen, so schloß man sie von der Stadt aus, und jagte ihnen Weib und Kinder, Schwangere und Alte zur Stadt heraus nach. Hierauf wurde allgemeine Plünderung in der Stadt vorgenommen, und alles nach Magdeburg gefahren. Dann breite-

ten sich die erzbischöflichen Völker im Havellande aus, und verwüsteten dieses mit Brand, Mord und Raub aufs äußerste.

Lippold, bisheriger Statthalter, fand sich endlich, seines hohen Alters wegen, zur Fortsetzung seines Amtes zu schwach, daher trat er solches seinem Schwiegersohne Johann von Quitzow ab, der noch übler als sein Vorgänger wirthschaftete. Die Unterthanen waren der Tiranney und Gewaltthätigkeit müde, und baten so lange Jobsten von Mähren, bis dieser Lippold absetzte und die Herzöge von Mecklenburg-Stargard, Johann und Ulrich, zu Statthaltern des Landes ernannte; allein ihre Bestallung wurde im Jahre 1403, weil der Märkische Adel mit ihnen unzufrieden war, wieder aufgehoben, und an ihre Stelle waren die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg gekommen, die aber wegen zu vieler Unruhen, ihr Amt 1404 wieder niederlegten. Die Mark blieb einige Zeit ganz ohne Statthalter, und mußte selbst sich schützen. Unter dem Statthalter, der 1409 eingesetzt wurde, giengen die Drangsale von neuem an, so daß es gut für das Land war, daß Jobst im Jahre 1411 ohne Erben starb und seine Länder dem Kaiser Sigismund anheim fielen, denn ob er gleich nicht in die Mark kam, so verordnete er doch einen solchen Statthalter, nehmlich Friedrich VI. von Nürnberg, der die Ruhe im Lande wieder herstellte. Lange dauerte dieses nicht, so brachen allgemeine Unruhen aus, und so gieng die Vor-

hersagung des Schadens durch die Stellverteter ebenfalls in Erfüllung.

Die 23te und 24te Strophe:

„Der reiche Adel wird sowohl die Bürger quä-
„len als die Geistlichkeit berauben.“

Zu dem reichen Adel gehörten besonders die Grafen von Ruppin und Lindau, von Quitzow, Puttlitz, Rochow und mehrere, die sich großen Reichthum erworben hatten, besonders durch Räubereien und Bedrückungen. An die Statthalter kehrten sie sich gar nicht, sondern thaten was sie wollten. Die Abwesenheit des Landesherrn gab zu Befehdungen in der Mark Gelegenheit, und die Städte wurden von ihnen gewaltig mitgenommen. Zwar machten Alt- und Neubrandenburg, Berlin, Frankfurt und mehrere Städte ein gemeinschaftliches Bündniß gegen sie, doch dies war nicht hinlänglich, um sich zu sichern. So z. B. fielen mehrere Adliche mit ihren Helfershelfern im Jahre 1399 die Dörfer der Altstadt Brandenburg an und plünderten solche aus. Dietrich von Quitzow bewies sich bei diesen Räubereien besonders geschäftig, er trieb unter andern den Berlinern ihr Vieh weg, schlug die Bürger in die Flucht, machte viele Gefangene und behandelte solche auf grausame Art. Mehrere Adliche aus dem Magdeburgischen fielen in das Havelland ein, und hatten ganz die Eigenschaften der Räuber.

Der Adel erlaubte sich alles, er sah weder Person noch Sache an, und machte unter diesen keinen Unterschied, wenn er sie nur bekam. Es mochte Geistlicher oder Weltlicher, Priester, Bürger oder Bauer seyn, das galt ihm eins und dasselbe. Den Fürsten von Anhalt war der Bischof von Brandenburg verhaßt, an diesem wollten sie sich rächen; sie wußten, daß er an einer schweren Krankheit zu Bette lag; diesen Umstand benutzten sie, und fielen in das Land Ziegesar ein, wo sie dem Bischofe großen Schaden zufügten. Hans von Quitzow wollte sich das Eigenthum der an seinem Schlosse Plauen vorbei fließenden Havel zueignen, bis dahin gehörte es dem Kloster Lehnin zu. Man verglich sich, daß gewählte Schiedsleute die Sache entscheiden sollten, und der Ausspruch fiel für das Kloster aus, doch Hans wollte sich daran nicht kehren, und Lehnin, um Ruhe zu haben, mußte hundert Mark Silber erlegen, wiewohl Dietrich von Quitzow sich nicht damit begnügte, sondern 1405 die Ländereien des Klosters feindlich anfiel und mehrere Dörfer abbrannte; kurz der reiche Adel beraubte Bürger und Bauer eben so wie die Geistlichkeit.

Die 25te und 26te Strophe:

„Jene thun, was man zu Christi Zeiten ge-
„than hat, und verkaufen auf unschickliche
„Art vieles von dem Staat.“

Die Jüdischen Geschichtschreiber erzählen, daß die damaligen Landpfleger des Jüdischen Landes den reichen Juden die Freiheit zu rauben, zu stehlen und andre zu plündern, ums Geld verkauft haben, und eben so machten es auch jetzt die Vorsteher und Beherrscher der Mark Brandenburg. Die kläglichen Umstände der Mark waren dem Markgrafen Jobst sattsam bekannt, und er hatte vollkommen Nachricht von dem Betragen des unruhigen Adels; diese kannten seine großen Bedürfnisse, theilten ihre Beute mit ihm, und erhielten dadurch, daß Jobst wider alle Klagen der Märker und der Nachbarn taub blieb; kurz die von Quitzow konnten alles ungestraft vollbringen und ausführen. Daß viele Güter des Staats verkauft wurden, ist bekannt, und also auch mit der Lehninischen Vorhersagung ganz übereinstimmend. Auf Sigismunds Geheiß wurde schon im Jahre 1386 der Stadt Brandenburg hohe und niedrige Gerichtsbarkeit für hundert Böhmische Groschen verpfändet. Karl IV. hatte seinem jüngsten Sohne Johann von Görlitz nebst der Lausitz auch die Mark jenseit der Oder zum Erbtheile angewiesen, und im Jahre 1392 nach an Jobst von Mähren versetzter Mark Brandenburg, ertheilte Sigismund diesem seinem Bruder Johann die Erlaubniß, die Brandenburgische Mark jenseit der Oder ganz oder stückweise verpfänden, verkaufen, oder auf andre Art veräußern zu können.

Der Adel hatte damals viele Kammergüter an sich gebracht, und verschiedene Städte waren ihm schon verpfändet, und nun erhielt er noch mehrere. Jobst bekümmerte sich um das Land nicht weiter, als insofern er aus demselben Geld zu erheben hoffte; wenn er nun solches auf keine andre Art erlangen konnte, so verkaufte er Tafelgüter und Städte. Dem Adel waren die meisten Zölle versetzt, und im Jahre 1409 überließ er dem Dietrich von Qützow die Stadt Frisack erblich für 2000 Schock Böhmische Groschen, versetzte zugleich die Stadt Ratenau für eine Kleinigkeit. Diese Begebenheiten, die wir nach dem Berichte der Zeitgenossen hier mitgetheilt haben, zeigen den kläglichen Zustand, in welchem sich die Mark Brandenburg zu diesen Zeiten befand, zeigen, wie schändlich wider allen Wohlstand viele Körper der Mark, als Kammergüter, Städte, Zölle, Gerichtsbarkeiten veräußert, versetzt, verpfändet, verkauft worden, zeigen, daß zu dieser Zeit so in der Mark Brandenburg, wie ehemals zu Christi Zeiten im Judenlande, verfahren ist.

Die 27te und 28te Strophe:

„Der, welcher die Mark regiert, die aus dem
„Niedern steigt, wird mit zweifacher Burg
„gezieret."

Wenn wir von der Geschichte der Mark Brandenburg reden wollen, unter den Regenten

des Hohenzollerschen Hauses bis zur Reformation, so müssen wir zugleich folgendes voranschicken: Das Haus Hohenzollern ist so alt, daß sein Ursprung sich in den Finsternissen des Alterthums verliert. Hohenzollern ist eine von dem Kaiser gefürstete, aber an sich selbst kleine Grafschaft; sie liegt in Schwaben zwischen dem Neckar und der Donau. Die ersten Grafen waren anfänglich nur kaiserliche Richter und Beamten, nachmals aber wurde ihr Amt erblich, und endlich verwandelte sich solches in eine Landeshoheit.

Die Mark Brandenburg war, bis sie dem Hohenzollerschen Hause zufiel, einem Balle gleich, der aus einer Hand in die andre gekommen ist, denn bald hatten Sueven, bald Wenden, bald wieder Deutsche das Land ein. Jetzt stand es unter Anhaltischen Herren, oder unter Baierschen Fürsten, oder unter Luxenburgischen Prinzen. Heute wurde verpfändet, morgen verkauft und übermorgen wieder eingelöset. Jetzt drückten es die Pfandhalter, jetzt die Statthalter und jetzt die Nachbarn; am meisten aber der einheimische Adel, bis endlich seine Regierung an die Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern kam. Es ist leicht einzusehen, daß solche Veränderung den Einwohnern nicht vortheilhaft seyn konnte. Erst seit dem Jahre 1415 bekam die Mark eine ruhigere und bessere Gestalt. Es war aber auch die höchste Zeit, daß das Land einen Regenten bekam, der Weisheit, Macht und Tapferkeit hatte, um den Räubern

das Handwerk zu legen, und die Unterthanen zu schützen.

Solcher Herr war Friedrich, Burggraf zu Nürnberg, Statthalter in der Mark Brandenburg. Sie war ihm schon als Unterpfand gegen 150000 Goldgülden verschrieben, und man machte ihm den Antrag, daß wenn er neue Summen vorschösse, ihm das völlige Eigenthum der Mark verschrieben werden sollte. Die Unterhandlungen darüber kamen zum Schlusse, und Sigismund machte den Ständen bekannt, daß die Mark Brandenburg erblich an den Markgrafen Friedrich überlassen sey, und sie nun ganz an ihn gewiesen seyn sollten.

Hierdurch erhielt die Märkische Regierung Sigismunds völlig ein Ende, und die Mark bekam einen neuen Herrn, der nun feierlich in die Gesellschaft der Churfürsten eingeführt wurde. Im Jahre 1417 gieng zu Kostnitz die feierliche Belehnung mit der Mark vor sich, und hier verglich er sich auch mit den Fürsten von Anhalt über ihre gemachten Ansprüche an die Mark Brandenburg dahin, daß sie auf alle Ansprüche, wie solche Namen hatten, Verzicht thaten, er ihnen aber eine Summe von 60000 Goldgülden auszahlte.

Nün war Friedrich I. der alleinige Herr der Mark Brandenburg, die er fast gänzlich umschuf. Zusehends erholte sich solche von ihren bis dahin erlittenen Drangsalen und schwang sich zum Neide aller empor. So wahr wäre denn auch die Prophezeihung, daß ein Fürst, der die

Mark regiere, diese aus dem Niedern werde empor steigen lassen, nur der Ausdruck: mit zweifacher Burg geziert, könnte auf verschiedene Art erklärt werden. Einige haben es so ausgelegt: Brandenburg nehmlich bekam nun zu sich das Burggrafthum Nürnberg, und gleich wie Brandenburg sich mit Burg endigte, so fieng sich das Burggrafthum mit Burg an; es kam also hier eine Burg zur andern, und der Fürst führte von nun an zwei Burgen in seinem Titel. Ueberhaupt hat dieser Vers einen Doppelsinn, es kann heißen: die Mark werde aus ihrem bisher niedern Stande empor steigen, es könnte aber auch auf den Fürsten selbst gehen, denn Friedrich I. stieg vom Burggrafen zum Markgrafen und Churfürsten, er stieg vom Niedern zum Höhern und zog die Mark Brandenburg aus ihrer Erniedrigung in die Höhe.

Die 29te und 30te Strophe:

„Dem Namen nach liebst du Frieden, doch
„führst du Krieg, und indem du die Wölfe
„tödtest, leiden deine Schaafe."

Friedrich I. setzte sich in gute Kriegsverfassung und errichtete ein Heer von 10000 Mann. Er stand dem Kaiser Sigismund gegen die unruhigen Böhmen bei, konnte aber wenig ausrichten und mußte sich zurückziehen. Bisher waren die Böhmen innerhalb ihren Grenzen geblieben, nun aber giengen sie weiter und wagten Ausfälle in die benachbarten Lande. Sie

fingen 1428 an Schlesien zu verwüsten, fielen dann in die Lausitz, plünderten und verbrannten alle Oerter, wo sie hinkamen, besonders waren sie in des Churfürsten Fränkische Lande eingedrungen, und um ihr ferneres Vorrücken zu verhindern, mußte er Brandsteuer auszahlen. Der 1431 zu Nürnberg gehaltene Reichstag hatte einen allgemeinen Zug wider die Böhmen zum Besten des Kaisers beschlossen, und den Churfürsten zum obersten Reichsfeldherrn ausersehen, dennoch konnte mit diesen neuen geworbenen Reichsvölkern wenig ausgerichtet werden, und so wurden die Böhmen immer mehr gereitzt, die benachbarten Länder zu bekriegen. Besonders schwer fielen die Böhmen der Mark Brandenburg, weil sie dem Churfürsten, als des Reichsheeres Feldherrn, die Unordnungen, welche diese Völker in Böhmen angerichtet hatten, zuschrieben. Endlich giengen diese Unruhen mit Böhmen 1434 zu Ende, als deren Anführer Procopius vor Prag geschlagen und in diesem Treffen getödtet wurde.

Aus allen diesen Begebenheiten ist die Wahrheit der Vorhersagung einzusehen. Die gedachten Verse nennen den Fürsten mit seinem eignen Namen, wenn sie sagen: Mit dem Namen rühmst du dich des Friedens, denn Friederich heißt so viel als: Friedereich. Obgleich dieser Friedrich den Frieden liebend war, so mußte er dennoch oft Kriege führen. Durch die Wölfe, sagen die Erklärer des Verses, werden die fremden Völker, die Böhmen verstanden, un-

ter dem Namen der Schaafe aber die treuen Unterthanen des Churfürsten angedeutet. Auch sieht man aus der Geschichte, daß, so sehr auch Friedrich darauf bedacht war, die seinen Schaafen so schädlichen Wölfe zu tödten, jene dennoch durch Einfälle der Feinde empfindlich leiden mußten.

Die 31te und 32te Strophe:

„Dein Stamm (Friedrich) wird noch spät blü-
„hen, und mit zertheilter Macht wirst du
„die väterlichen Lande regieren.“

Der Churfürst Friedrich, der bereits sein 67stes Jahr zurückgelegt hatte, fing an, die Beschwerlichkeiten des Alters zu fühlen, und war deshalb besorgt, auf seinen bevorstehenden Todesfall alles in gehörige Ordnung zu setzen. Er hatte vier Söhne, den Markgrafen Johann, Friedrich den Aeltern, Albrecht und Friedrich den Jüngern. Außer dem von seinem Vater und Bruder ererbten Burggrafthum Nürnberg besaß er das Churfürstenthum und die Mark Brandenburg, und machte nun folgende Ländervertheilung, daß der älteste Prinz die Länder des Burggrafthums oberhalb dem Gebirge, der zweite die Mark Brandenburg, der dritte die Länder des Burggrafthums unterhalb dem Gebirge, und der jüngste Friedrich die Mitregierung in der Mark Brandenburg zu seinem Antheile bekommen sollte. Er starb 1440, und die Söhne setzten sich nach Maaßgabe des väter-

lichen Willens auseinander. Markgraf Johann starb 1464 ohne männliche Erben. Friedrich II. und sein jüngster Bruder Friedrich nahmen im Jahre 1447 eine Landestheilung vor, in welcher der Jüngere die alte Mark und Priegnitz zu seiner Beherrschung erhielt. Er starb 1463 und hinterließ ebenfalls keinen Sohn. Markgraf Albrecht, der hernach Churfürst von Brandenburg wurde, der durch seine zahlreiche Nachkommenschaft der Fortpflanzer des Hohenzollerschen Geschlechts geworden und Stammvater aller Prinzen von Brandenburg ist, bekam die Lande des Nürnbergischen Burggrafthums unterhalb dem Gebirge. Sonach ist es also wahr geworden, daß der Hohenzollerische Stamm, dessen Stifter Friedrich I. in Brandenburg ist, noch spät viele hundert Jahre blühen werde, und ebenfalls ist auch wahr geworden, daß dieser Stamm mit zertheilter Macht die väterlichen Lande regieren werde, denn gleich nach Friedrichs Tode wurden diese Lande von seinen vier Söhnen in 4 Theile zersplittert, es war also die Macht getheilet, und statt eines Reiches vier kleine Reiche.

Die 33te und 34te Strophe:

„Bis die Vornehmen gestürzt sind, die das
„Land verwüsten und dem Fürsten wider-
„stehen."

Friedrichs I. Erben besaßen mehr nicht, als die Brandenburgischen Lande in Franken

und die Mark Brandenburg, von welcher damals die neue Mark abgerissen und seit 1402 von dem Kaiser Sigismund, der Geld nöthig hatte, den Rittern des deutschen Ordens wiederkäuflich überlassen war. In der Mark Brandenburg aber, von welcher unsre Weissagung hauptsächlich redet, war neben der erwähnten Ländertheilung demnach die Herrschaft der regierenden Herren sehr eingeschränkt, und zwar durch die Landstände. Der Adel blieb lange Zeit mißvergnügt und widerspenstig, und es hielt schwer, der herrschenden und allgemein gewordenen Gewohnheit des Faustrechtes Einhalt zu thun; sie war bei dem Adel zur andern Natur geworden, und das Beispiel der Ruhe, das der Landesherr gab, konnte die Vornehmen in der Mark nicht überreden, daß ein geschickter Staatsmann und edel gesinnter Bürger um das allgemeine Wesen sich eben so verdient mache, als ein Kriegsmann. Der zügellose Adel begieng wie bekannt, Straßenräubereien und Verwüstungen. Noch unter Friedrich I. 1415 brannte Dietrich von Quitzow, als die Leute eben alles Getreide eingesammelt hatten, einige Ortschaften ab. Im Jahre 1422 nahmen verschiedene von Adel allerlei Streifereien in der Mark vor, man bekam ihrer 180 gefangen. Die Landesherren ließen zwar von Zeit zu Zeit die Raubnester des Adels hin und wieder zerstören, aber die Strenge war nicht hinreichend, das Uebel mit der Wurzel auszureißen. Aus den besten adlichen Häusern fanden sich Personen, die ihre Geschlech-

ter beschimpften und Straßenräubereien ausübten. Selbst am Hofe des Landesherrn waren oft dergleichen. Joachim der Erste ließ einen seiner Hofleute, der wegen Straßenräubereien verklagt wurde, andern zum Schrecken, sogleich enthaupten. Das machte unter dem Adel natürlich Aufsehen, so daß man sich sogar unterstand, folgende Drohworte an die Thüre des churfürstlichen Schlafzimmers anzuschreiben: Markgraf Joachim! hüte dich, wo wir dich finden, da henken wir dich. Die Brandenburgische Geschichte wimmelt von allerlei Ausschweifungen, Städte- und Dörferverwüstungen, von Plünderungen und Straßenräubereien, die von dem Adel in der Mark ausgeübt sind, von Widersetzlichkeiten, die von den Landständen den regierenden Herren erwiesen sind, bis zu der Regierung des Churfürsten Georg Wilhelms, die von 1619 bis 1640 dauerte. In diesem Zeitraume scheiterten alle Freiheiten der Landstände und des Adels, und sie wurden dem Regenten und den Gesetzen des Landes eben so wie andre Unterthanen unterworfen. Die landesherrliche Regierung wurde nun unumschränkter, und das wachsame Auge des Landesfürsten verhinderte, daß keine solche Räubereien und Landesverwüstungen, wie vormals, vorgenommen werden konnten.

Es waren also sonach der Adel und die Landstände in der Mark Brandenburg, welche zu Friedrichs I. und seiner Söhne Zeiten noch in hohen Ansehen standen, die Städte und Dör-

ser verwüsteten und dem Regenten widerstrebten, und dieser vornehme Adel war es denn auch, von welchem die Weissagung sagte, er würde hoch angesehen seyn, Land und Städte verwüsten, und kurz auch in dieser Hinsicht war es sehr richtig, was in gedachten Strophen von den Vornehmen des Landes gesagt wurde.

Die 35te Strophe:

„Der Nachfolger des Vaters nimmt des Bru-
„ders Vorrechtsehre.“

Friedrich II., Churfürst, war 1421 mit der Pohlnischen Prinzessin Hedwig verlobt, und ihm die Thronfolge versichert worden. Er gieng nach Pohlen, um dasige Sprache, Sitten, Rechte ꝛc. zu erlernen, übte sich in Wissenschaften und bildete sich zu einem guten Völkerbeherrscher; aber im Jahre 1431 starb seine Braut, und der Pohlnische Thron ward dem ältesten Prinzen des Königs aus der zweiten Ehe von den Großen dieses Reiches im folgenden Jahre zugesagt. Unser Friedrich kam demnach nach Deutschland zurück, und hier ist folgendes bemerkungswerth: Markgraf Johann, sein Bruder, war zwar älter als er, und diesem wäre nach dem Naturrechte sowohl, als nach dem im Reiche damals üblichen Civilrechte, die Erbfolge in der Churwürde und in der Mark Brandenburg unstreitig zugekommen, aber der letzte Wille Friedrichs I., der diesen seinen zweiten Sohn vorzüglich liebte, stieß diese Erbfolge um, und

wandte sie Friedrich, seinem zweiten Sohne, zu, der auch nach dem Tode Friedrichs I. die Regierung in der Mark Brandenburg antrat.

Die 36te Strophe:

„Er macht nicht, daß das Grab das Unrecht
„für Recht erkläre.“

Friedrich II. suchte nichts durch Unrecht an sich zu bringen, allein er wußte auch seine gegründeten Ansprüche sehr gut auszuführen. Er lös'te im Jahre 1445 für 100000 Goldgülden die neue Mark von dem Deutschen Orden, an dem sie verpfändet war, wiederum ein. Zu den Zeiten Jakob' Rehbocks hatte Pommern Pasewalk und Torgelow an sich gerissen. Churfürst Ludwig der Römer forderte schon 1359 diese Oerter zurück, willigte aber endlich ein, daß sie Pommern bis zum Abtrage 13000 Mark Silbers verbleiben sollten. Churfürst Friedrich II. wollte ebenfalls diese Oerter einlösen, worin aber einzuwilligen, Pommern keine Lust hatte. Friedrich belagerte Pasewalk, es entstand Brand in dem Orte, unter diesem stürmte das Brandenburgische Kriegsvolk und brach wirklich in den Platz ein. Die Tapferkeit des Pommerschen Heeres verhinderte, daß die Brandenburger Pasewalk nicht behaupten konnten. Im Jahre 1464 starb der letzte Herzog zu Stettin, Otto III. Er hinterließ keine Nachkommen, und also erlosch mit ihm der Stamm der Pommerisch-Stettinischen Herzöge gänzlich. Bei seiner

Beerdigung sahen viele ihn als den letzten seines ganzen Hauses an. Albrecht Glinde, Bürgermeister zu Stettin, Sachwalter des Brandenburgischen Hauses, beobachtete daher eine bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Feierlichkeit. Er zerbrach nehmlich das Pommersche Wappenschild, welches vor der Leiche hergetragen wurde, und warf es mit in die Gruft, zum Merkmale, daß mit diesem Otto der Stamm der Herzöge von Stettin erloschen sey. Doch diese Meinung war nicht allgemein. Franz von Eichstädt sprang in das Grab, hohlte die Stücke des Wappenschildes wieder heraus, und überbrachte sie den Herzögen von Pommernwolgast. Es entstanden zweierlei Hauptansprüche auf die ansehnlichen Länder, welche Herzog Otto verlassen hatte. Brandenburg behauptete, daß ihm, und Wolgast behauptete, daß ihm der Anfall dieser Länder zukäme.

Die Gründe des Brandenburgischen Hauses beruheten auf den verschiedenen Verschreibungen der ehemaligen Herzöge von Stettin an die Churfürsten von Brandenburg, und auf den verschiedenen kaiserlichen Bestätigungen dieser Verträge. Kaiser Friedrich II. und Friedrich II. gaben den Churfürsten von Brandenburg, Otto I. und Albrecht II., aus dem Anhaltischen Stamme, Bestätigungen ihrer Ansprüche auf Pommern. Barnim I., Herzog von Pommern, der gemeinschaftliche Stammvater seines Hauses, trug 1250 alle seine Lande vom Hause Brandenburg zu Lehn. Dieser, sobald die Mark

Brandenburg an das Haus Baiern gekommen war, hatte sich zwar von dieser Lehnspflicht zu entziehen gesucht, aber der Churfürst von Brandenburg, Ludwig von Baiern, hatte im Jahre 1338 einen Vertrag mit den Herzögen von Pommern errichtet, vermöge dessen Pommern, wenn die herzogl. Linie aussterben würde, wieder an dem Churfürsten zurückfallen sollte, welches auch der damalige Kaiser Ludwig bestätigt hat. Dieses Recht ist nachher nebst der Mark Brandenburg an das Haus Luxenburg, und von diesem 1415 an das Haus Hohenzollern gekommen.

Die Gründe der Herzöge von Wolgast waren eben so wichtig. Sie bestanden hauptsächlich auf der Verwandtschaft mit dem ausgestorbenen Herzoge von Stettin, indem beide den Herzog Barnim I. zu ihren gemeinschaftlichen Stammvater hatten, und dieses war der Hauptgrund, daß, da die Stettinische Linie erloschen war, die Wolgastische unstreitig folgen mußte. Der wirkliche Besitz, in welchem sich die Wolgastischen Herzöge gleich nach Ottens III. Tode befanden, machte dem Churfürsten große Hinderniß, seinen Anspruch durchzusetzen. Er suchte sich zwar mit den Herzögen zu vereinigen, aber diese waren unbiegsam, und wollten sich zu keiner Gattung einiger Genugthuung für Brandenburgs Anspruch verstehen. Friedrich suchte daher beim Kaiser die Belehnung von dem eröffneten Lande, und erhielt sie sowohl als auch das Recht, jetzt den Titel und das Wappen von Pommern anzunehmen. Die Herzöge schickten

ebenfalls an den Kaiser, und bekamen auch für sich eine vortheilhafte Antwort. Dieses verzögerte also die Streitsache, und jeder Theil ward noch eifriger, von seinen Rechten nicht einen Finger breit abzuweichen. Es ward zwar endlich 1466 zu Soldin zwischen beiderseitigen Ständen ein Vertrag vermittelt, kraft dessen die erledigte Erbschaft den Herzögen von Wolgast bleiben sollte, doch mit der Bedingung, daß die Herzöge sich anheischig machten, sowohl wegen des ganzen Pommern, als auch wegen der Insel Rügen, Lehnleute des Churhauses Brandenburg zu werden, so daß nach ihrem Abgange alle ihre Länder dem Brandenburgischen Churhause zufallen sollten. Was nun dieser Vergleich zum Besten Brandenburgs in sich hielt, blieb unerfüllt. Darum bewarb Friedrich II. sich im Jahre 1467 um Bundesgenossen wider Pommern. Böhmen, Mainz, Trier, Pfalz, Sachsen, Braunschweig, Mecklenburg und Sachsen-Lauenburg traten insgesamt seiner Parthei bei, vorzüglich aber konnte er sich auf seinen Bruder, den Markgrafen Albrecht und dessen Prinzen verlassen. Es gieng also bereits dieses Jahr der Krieg wider Pommern an, und dauerte bis 1469, es ward aber nichts gewonnen. Endlich kam der König von Pohlen Casimir ins Mittel, und da kein Vergleich zwischen beiden Völkern zu treffen war, so vermittelte er einen Waffenstillstand, und diese Sache ward unter Friedrichs II. Regierung nicht geendigt.

Aus allem diesen sieht man deutlich, daß Friedrich II. es nicht habe erzwingen können, daß dasjenige, was bei dem Grabe Ottens III. zu Stettin, im Namen Brandenburgs von dem Bürgermeister Albrecht Glinde unternommen war, als Recht angesehen und erkannt sey. Lindenberg schreibt auf das Jahr 1469 in sc. Res. Sept. p. I. 230: „In demselben Jahre kam Markgraf Friedrich von Brandenburg um Jakobi wieder sehr volkreich, obschon mit wenigerm Rechte, ins Stettinische Land rc."

Die 37te und 38te Strophe:

„Dem durch Krieg und Unglück müde gewor-
„denen Fürsten folgt nach dem Tode der
„tapfre Bruder."

Seit dem bekannten letzten Willen von 1437 an, besorgte Friedrich II., als Statthalter, die Angelegenheiten der Mark Brandenburg mit rühmlichstem Eifer. Im Jahre 1439 entstanden wegen der Würzburgischen Stiftsirrungen einige Mißhelligkeiten zwischen Sachsen und Brandenburg, so daß der Mark sogar 1440 mit einem Einfalle von Sächsischer Seite gedroht wurde; Friedrich aber sicherte das Land durch Zusammenziehung der Brandenburgischen Kriegsvölker. In diesem Jahre noch kündigte er dem Stifte Würzburg den Krieg an, weil es den Sigismund von Sachsen, seinen Bischof, dessen Parthei Brandenburg hielt, abgesetzt hatte.

Im Jahre 1446 entzweiten sich der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Sanftmüthige, und sein Bruder, Herzog Wilhelm; der Churfürst von Brandenburg ließ einige Kriegsvölker zu der Reiterei des Herzogs Wilhelm stoßen, wodurch denn zwischen beiden Churfürsten ein Krieg ausbrach, der aber durch einen Stillstand so beigelegt wurde, daß Markgraf Albrecht, von beiden Partheien zum Schiedsrichter angenommen, die Sache beilegte und die Ruhe in Sachsen herstellte.

Im Jahre 1450 brach wieder in Sachsen zwischen dem Churfürsten und seinem Bruder Wilhelm Krieg aus. Der Churfürst von Brandenburg half dem Letztern, und darum fiel der Erste nicht nur selbst in die Mark Brandenburg ein, sondern reitzte auch die Pohlen an, einen Einfall in die Mark zu unternehmen, die bei Frankfurt an der Oder einbrachen, diese Stadt belagerten und großen Schaden anrichteten. Friedrich II. aber überfiel sie und schlug sie zurück. Zu allen Kriegen, die des Churfürsten Bruder, Markgraf Albrecht, mit Nürnberg oder mit Baiern geführt hat, hat er Hülfsvölker hergegeben, und ist überhaupt in sehr viele Kriege mit verwickelt worden. Endlich fing er an, den Stürmen zu unterliegen, und es meldeten sich bei ihm allerhand körperliche Schwachheiten, Mangel an Gedächtniß, Schwindel und besonders schweres Gehör, wozu wohl freilich ein Schuß vor Uckermünde, wo ihm ein Feuerwerker den Tisch sammt den aufgetragenen Spei-

sen weggeschossen hat, Gelegenheit gegeben haben mochte. Die Regierungslast wurde ihm also bei seinen Leibesbeschwerden zu schwer, und er entschloß sich, solche niederzulegen und seinem tapfern Bruder Albrecht zu überlassen, wodurch sich auch diese Lehninische Prophezeihung bestätigt hat.

Die 39te Strophe:

„Dieser hat an Tapferkeit und Eitelkeit nicht „seines Gleichen.“

Albrecht erhielt wegen seiner Tapferkeit und Klugheit die Namen Achilles und Ulysses. Er war 56 Jahr alt, da sein Bruder ihm die Regierung abtrat. Seine größten Thaten hat er als Burggraf von Nürnberg gethan. In seiner Jugend hielt er sich oft am Hofe in Baiern auf, wo er mit dem dortigen Prinzen Ludwig gleiche Erziehung genoß. Beide junge Herren pflegten den Tag über mit einander oft zu ringen, so daß Wilhelm von Rechenberg damals schon sagte: Ihr Herren traget einen Korb voll Unglücks feil, Gott weiß, wenn ihr ihn ausschütten werdet. Im Jahre 1430 kam Albrecht an den Hof des Kaisers Sigismund, und 1431 focht er bereits mit in Böhmen wider die Hussiten. Seit der Zeit hat er viele Proben seiner Tapferkeit in verschiedenen Treffen abgelegt. Ein Zweikampf war sein Zeitvertreib und eine Feldschlacht sein Vergnügen.

Im Nürnberger Kriege nahm er einstens noch zween Ritter zu sich, und sprengte im vollen Galoppe wider den Feind, der ihm drei Ritter entgegen schickte, an; seine Begleiter blieben todt, er aber stieß seinen Gegner zu Boden, und drang dann mit verhängtem Zügel und mit den Waffen in der Hand, ganz allein, durch die feindlichen Schwadronen bis an die Standarte durch, riß diese, mit Gefahr seines Lebens, dem Fähndriche aus der Hand, und focht dann wider sechszehn Mann so lange, bis ihn die Seinigen noch endlich zum Glücke erretteten. Er bekriegte Ludwig den Bärtigen und nahm ihn gefangen, er bemächtigte sich der Stadt Greifenberg mit Sturm, und war die zweite Person, die die Mauer erstieg, und die erste, die in die Stadt sprang. In Pohlen hat er Krieg geführt, in Schlesien gestritten, in Preußen Lager errichtet und in Böhmen die Feinde geschlagen. Es ist in Deutschland kein Winkel, den er nicht bewaffnet betreten habe, unzählige Heere hat er angeführt, die tapfersten Feinde besiegt, die befestigsten Städte eingenommen.

So groß Albrecht als Feldherr war, eben so groß war er auch, als Staatsmann betrachtet. Klug und verschlagen wußte er seine Entwürfe zu fassen und wider alle Hindernisse durchzutreiben. Er war eben so geschickt, feindliche Entwürfe, als ihre Angriffe zu vereiteln, und dieses hat ihm bald den Beinamen eines Ulysses, bald eines deutschen Fuchses bei den Welschen erworben.

Im Jahre 1475 wohnten Albrecht, seine Gemahlin, sein Prinz, Markgraf Friedrich, und ein ansehnliches Gefolge dem Beilager des Herzogs Georgs von Baiern mit der pohlnischen Prinzessin Hedwig zu Landshut bei. Nach Aussage des Müllers Staatskabinets, 2r Theil, p. 301 ꝛc., brachte Albrecht 1300 Pferde mit, worunter 1200 Reitpferde waren. Ohne seinen und seiner Gemahlin Leibwagen, hatte er 25 Wagen bei sich, in welchen lauter Frauenzimmer saßen; unter diesen Wagen waren zween goldne für seiner Gemahlin Kammerfrauen befindlich, und doch ritten noch 14 Fräulein auf prächtigen Zeltern hinter der Fürstin Wagen. Er brachte über 100 Frauenzimmer mit, sämmtlich im größten Staate. Im Jahre 1477 begleitete er den kaiserlichen Prinzen Maximilian nach Brabant, um seine Braut, die Burgundische Prinzessin Maria, da zu empfangen. Als er auf dieser Reise durch Kölln am Rhein zog, hatte er einen mit Diamanten und Perlen reich besetzten Lorbeerkranz, zum Zeichen seiner vormals erfochtenen Siege, auf dem Haupte. Genug, die Eitelkeit, von welcher in der Prophezeihung gesagt wird, ist außer Zweifel.

Die 40te Strophe:

„Er will den Berg, und kann die Brücke
„kaum erreichen."

Im Jahre 1449 brach zwischen Albrecht und der Stadt Nürnberg ein sehr blutiger Krieg

aus. Friedrich I., Albrechts Vater, hatte im Jahre 1427 das alte Gemäuer des Schlosses zu Nürnberg und die Burg daselbst der Stadt käuflich überlassen, klagte aber nachher, daß die Stadt den Kaufvergleich zu ihrem Vortheile zu weit ausgedehnt habe, und foderte 100,000 Gülden Entschädigung. Dieser darüber entstandene Krieg verursachte beiden Theilen vielen Schaden, denn viele Städte und Dörfer wurden verwüstet. Der Markgraf nahm Greifenberg, Lichtenau, Eltersdorf, Brück, Eschenau, Kalkreuth und mehrere Ortschaften ein, hingegen äscherten die Feinde ebenfalls alle markgräfliche und pfälzische Orte, die ihnen vorkamen, ein. Ueber zweihundert Dörfer wurden abgebrannt, und als keine in der Gegend mehr vorhanden waren, verloren die Flammen ihre Nahrung. Erst im Jahre 1450 kam zwischen dem Markgrafen und der Stadt Nürnberg der Friede zu Stande, kraft dessen jeder Theil das Eroberte wieder zurück gab und alles Vorgefallene in Vergessenheit stellte. Daß man in obigem Verse durch den Berg: Nürnberg, und durch Brücke: Hersbrück, ein Nürnbergisches Städtchen und Amt an der Priegnitz gelegen, verstanden werden könne, ist daher nicht unwahrscheinlich, weil der Markgraf Albrecht die Stadt Nürnberg so gerne eingenommen hätte, dieses aber ihm nicht gelingen wollte, ja er hat noch viele und große Mühe gehabt, viel kleinere Oerter, als Nürnberg ist, z. B. Hersbrück, einzubekommen.

Die 41te Strophe:

„Sieh, jammerndes Lehnin! wie die Schwerd-
„ter geschleift werden.“

Albrecht Achilles, sobald die nöthigen Einrichtungen wegen des abdankenden Churfürsten Friedrich II. getroffen waren, ließ 1470 dem Kaiser die erforderliche Eröffnung thun. Er fand in der Mark Brandenburg noch alles in Kriegsrüstung, und von diesem Jahre an bis 1480, da er die Mark Brandenburg für allemal verließ, hat er ohne Unterlaß Kriege gehabt, und sowohl wider Böhmen als wider Pommern das Schwerdt gewetzt, wodurch die Unterthanen der Mark überhaupt, besonders auch das Kloster Lehnin, außerordentlich leiden mußten.

Die 42te Strophe:

„Was sind dem Brüder, der sich an die Väter
„vergreift?“

Die Gegner der Lehninischen Weissagung, die solche früher für nichts wollten gelten lassen, haben von dieser Strophe behauptet, daß in solcher gar kein richtiger Sinn zu finden sey, und doch dürfte die Erklärung nicht schwer fallen, wenn man nur einigermaßen die Geschichte kennt; denn man weiß, daß Churfürst Albrecht sich öfters der Geistlichkeit mit großem Nachdrucke widersetzt habe. Er konnte nicht leiden, daß die Geistlichen sich so vieler Rechte und Gewalt anmaßen wollten, und daher widersprach er auch

unter andern dem Bischof von Würzburg, als dieser sich den Titel eines Herzogs in Franken anmaßen wollte, mit solchem Eifer, daß dieser abstehen mußte. Eben so widersprach er auch dem Pabst gradezu, und als der König von Böhmen in den Kirchenbann erklärt und als Ketzer nach Rom geladen wurde, auch an Albrecht das Ersuchen ergieng, die Vollstreckung dieser Urtheile mit zu übernehmen, schrieb er nach Rom: Er sähe es für die abscheulichste Handlung an, daß man mit einem Fürsten so verfahren wolle.

Es war zwischen Albrechts Prinzessin Ursula und dem Böhmischen Prinzen Heinrich eine Heirath verabredet. Diese suchte der Pabst Paul II. rückgängig zu machen, wie aber Albrecht sich nicht daran kehren wollte, that der Pabst ihn und seine Tochter in den Kirchenbann. Albrecht machte nichts daraus, sondern die Ehe wurde vollzogen, und Albrecht war über das Benehmen des Pabstes so erbittert, daß er drohte, Italien und den Pabst sogar mit Krieg zu überziehen.

Kurz vor seinem Tode gerieth er auch noch mit dem Bischofe von Bamberg, der Jesuiten wegen, in Streitigkeit, und ward von diesem in den Bann gethan, welches ihm ganz gleichgültig, und gab zur Antwort: des Teufels muß man sich mit dem heiligen Kreuze wehren.

Wie wenig Albrecht sich um die Geistlichkeit kümmerte, kann man aus einem Briefe ab-

nehmen, den er im Jahre 1481 an den Hauptmann auf dem Gebirge schrieb, der ihm berichtet hatte, daß die Pfaffen niemand begraben, noch Beichte hören wollten. Der Brief fing sich so an: „Des Teufels muß man sich mit dem „heiligen Kreuze wehren; wir wollen nicht lange „jemand unbegraben liegen lassen; man findet „wohl Leute, die sie begraben. Wie that Se„bastian von Seckendorf, da ein Sterben zu „Kulmbach war, und der Bischof ein Interdict „darlegte? er ließ die Todten dem Pfarrherrn „ins Haus tragen, wollte der den Gestank nicht „leiden, so mußte er sie wohl begraben lassen. „Sie hätten gern das weltliche Schwerdt zu dem „geistlichen. Wenn wir den Bann so hoch ach„ten sollten, als sie gern sähen, uns damit von „unserm väterlichen Erbe zu verdrängen; wie „lange meinest du, daß die Bannbriefe ausblie„ben der Zehnten halben? denn sie meinen, sie „seyen alle ihr, und vielleicht die neun Theile „darzu."

Wie also Albrecht sich mit dem halben Europa herumgeschlagen und jeden weltlichen Herrn beunruhigt hatte, eben also hat er es auch mit der Geistlichkeit gemacht. Er achtete der Einen so wenig als der Andern, und wollte, wie er sich ausdrückte: „daß jene nach seiner Pfeife tanzen und diese darnach springen sollten." Er wollte Nürnberg, Baiern, Böhmen, Pommern und andern Gesetze vorschreiben, und eben dieses unternahm er auch bei der Geistlichkeit zu thun. Er hatte weder für den Pabst, noch für

den Bischof, am wenigsten für die geringere Geistlichkeit die Ehrerbietung. Da nun in obigem Verse unter dem Worte: Väter, der Pabst, Bischöfe und überhaupt die obere, unter dem Worte: Brüder, die untere Geistlichkeit angedeutet wird, so sieht man abermals eine Wahrheit unsrer Weissagung.

Die 43te Strophe:

„Der diesem folgt, weiß auf künstliche Art
„den Krieg zu äffen."

Unter den Söhnen, die Churfürst Albrecht gehabt hat, war ihm aus der ersten Ehe nur der einzige Markgraf Johann übrig geblieben. Dieser Prinz, 1455 geboren, ward an seines Oheims Friedrich II. Hofe erzogen, und lernte also frühzeitig die Mark Brandenburg sowohl, als die Nachbarn und ihr Verhältniß zum Churfürstenthum kennen. Als Friedrich II. die Regierung 1470 abtrat, übernahm Johann die Statthalterschaft des Landes, dessen Regierung seit dieser Zeit fast meistentheils vom Churfürsten Albrecht, wegen seiner beständigen Abwesenheit, durch diesen seinen Sohn besorgt wurde. Als Statthalter hat er sich einen Namen gemacht, denn er hat blutige Kriege mit Pommern geführt, die innere Ruhe des Landes durch Zerstörung der Raubnester in der Priegnitz und Bestrafung der Missethäter wieder hergestellt; er hat sogar durch seine Beredsamkeit und bewiesenen Ernst die drei Könige von Ungarn, Böh-

men und Pohlen, die Schlesien zu ihrem Tummelplatze gewählt hatten, die Waffen niederzulegen vermocht. Es glückte ihm, diese Herren zu einer Zusammenkunft in einem Dorfe zu bewegen, und dann eine Unterhandlung in Breslau anzustellen. Es hatte aber unser Prinz alle Beredsamkeit nothwendig, einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen, weil die gegenseitigen Ansprüche dieser Mächte sehr weit von einander entfernt waren. Kurz, alle Schriftsteller sind darinne einig, daß in der Beredsamkeit er es sehr weit gebracht hatte, so daß man ihn den Cicero der Deutschen, oder Deutschlands Redner zu nennen gewohnt war.

Kaum hatte der Churfürst 1486 sich zu Berlin von den Ständen des Landes huldigen lassen, so legte er noch eine Probe seiner Gabe, durch Ueberredung Händel zu schlichten, ab. Es war nehmlich zwischen Hans von Dieskau und den Zerbstern eine Fehde entstanden, von der man traurige Folgen besorgen mußte, aber durch Vermittelung des Churfürsten wurde solche bald und glücklich gehoben.

Die im Jahre 1493 fruchtlos abgelaufenen Bemühungen, welche man unternommen hatte, um den bisherigen Krieg des Herzogs Heinrichs von Braunschweig mit der Stadt Braunschweig beizulegen, setzte er in dem folgenden Jahre zu Zerbst so eifrig fort, daß er endlich seinen Endzweck glücklich erreichte.

Uebrigens hat er durch seine ganze Regierung seit des Vaters Tode ruhig gelebt und

keine Kriege gehabt, außer da, wo er bei Unruhen Hülfsvölker gegeben hat; und mit Recht kann man von diesem Churfürsten Johann sagen, daß er den Krieg und den Kriegsgott Mars durch Kunst und Kunstgriffe, besonders auch seiner Beredsamkeit und seiner klugen Vermittelung, zu äffen und ihre schädlichen Flammen zu verhindern gewußt hat.

Die 44te Strophe:

„Die Söhne lehret er die wahre Wohlfahrt „treffen."

Churfürst Johann vergaß bei seiner Friedfertigkeit der Wissenschaften nicht. Weil er selbst gelehrt war, so nahm er sich vor, eine hohe Schule in seinem Lande zu errichten, und dieses geschahe zu Frankfurt an der Oder. Wie besorgt er auch für diese neu zu errichtende Schule war, um den Adel einen Geschmack zu den Wissenschaften beizubringen, und dadurch das Rauhe ihrer Sitten und die Befehdungen, die zu der Zeit als Heldentugenden angesehen wurden, nicht weniger zu bekriegen, als der herrschenden allgemeinen Gewohnheit des Faustrechts Einhalt zu thun, so mußte er doch seinem Sohne die gänzliche Beendigung seiner Entwürfe überlassen.

Die hier gedachte 44te Strophe der Lehninischen Weissagung ist um deswillen ihres Inhalts wegen so auffallend, weil es bekannt ist, daß er vor seinem Ende an seine Söhne folgen-

den Brief geschrieben hat, wie man bei Rentsch und andern Geschichtschreibern findet:

„Herzlich geliebte Söhne! Ich habe nöthig „erachtet, aus brünstiger Liebe zu Euch und „meinen Unterthanen, eine treue väterliche Er„mahnung zu hinterlassen, damit Ihr desto we„niger fehlen, oder von bösen und ungetreuen „Räthen Euch verleiten lassen möchtet. Die Er„innerungen sind zwar jedermann leicht, und die „Vollziehungen schwer, doch hoffe ich, es werde „Euch meine Lehre, weil sie die letzte ist, die „Ihr von mir hören werdet, auch angenehm „seyn. Ich will nichts vor Euch geheim halten, „sondern alles in Euren Schooß ausschütten, „Ihr aber werdet es gebührend aufnehmen und „meine letzten Abschiedsworte in festem Gedächt„nisse behalten. Vor allem stellet Euch mein „geführtes Leben zu einem Exempel der Nach„folge vor, als der ich mich auch bemüht habe, „mein ganzes Leben lang meinem Vater, dem „glorwürdigen Churfürst Albrecht, zu folgen. Ich „habe alle meine Rathschläge zum Nutzen mei„ner Unterthanen gerichtet, und darf das ganze „Land, auch alle meine Diener zu Zeugen rufen, „daß ich mich nicht als einen Regenten, sondern „als einen Vater gegen sie erwiesen habe. Ihr „selbst werdet Euch erinnern, wohin meine Hand„lungen und Rathschlüsse gezielet haben; darum „tretet in Eures Vaters und Großherrn Vaters „Fußtapfen. Es stehen viele in dem Wahne, „man erweise sich dann erst recht fürstlich, wenn „man die Unterthanen beschwert, und durch ge-

„waltsame Zwangsmittel ihr Vermögen erschö-
„pfet, hernach lustig prasset, und die anererbte
„Hoheit mit schändlichen Lüsten beflecket. Man
„führet wohl königliche Pracht und verwickelt
„sich in verderbliche Kriege; hierdurch aber wer-
„den die väterlichen Reichthümer verschwendet;
„man verlieret die Liebe und das Vertrauen der
„Unterthanen. — Es ist eine schlechte Ehre,
„über arme Bettler zu herrschen, und es ist viel
„ruhmwürdiger, wenn man Reichen befehlen
„kann. Die Armen nehmet in Euren Schutz,
„Ihr werdet Euren Fürstenthron nicht besser be-
„festigen können, als wenn Ihr den Unterdrück-
„ten helfet, wenn Ihr den Reichen nicht nach-
„sehet, daß sie die Geringern überwältigen.
„Vergesset nicht, den Adel im Zaum zu halten,
„denn dessen Uebermuth verübet viel Böses.
„Strafet sie, wenn sie die Gesetze übertreten,
„und lasset ihnen nicht zu, daß sie jemanden
„wider Gebühr beschweren können. Ich verlasse
„Euch ein großes Land, allein es ist kein Deut-
„sches Fürstenthum, in dem mehr Zank, Mord
„und Grausamkeit im Schwange gehen, als in
„unsrer Mark. Schaffet, daß Eure Unterthanen
„liebreich und sanftmüthig bei einander wohnen
„mögen. Zu diesem Ende bitte ich Euch, Ihr
„wollet an einem wohlgelegenen Orte eine Uni-
„versität anrichten, auf welcher die Jugend in
„guten Sitten und Künsten angeführet werde.
„Mein seliger Herr Vater hat mir gleichen
„Befehl hinterlassen, allein die überhäuften Ge-
„schäfte, die kränkliche Leibesbeschaffenheit und

„der frühzeitige Tod haben mich an der Erfül=
„lung gehindert; Ihr aber werdet die beste Ge=
„legenheit haben, diesen meinen letzten Willen
„zu vollstrecken. Vergesset dieses nicht. Ich
„werde zu meinen Vätern versammelt. Lebt
„Ihr glücklich und regieret wohl, so werden Euch
„die Frommen lieben und die Bösen fürchten,
„Ihr aber werdet, wenn Ihr diese meine Vater=
„treue zu Herzen nehmet und ihr folgen werdet,
„mit unsterblichem Ruhme gekrönt werden."

Churfürst Johann gieng 1499 mit Tode ab, und ward in dem Kloster Lehnin beigesetzet, nachher aber ist er in die zu Berlin in der Domkirche neu erbaute Gruft gebracht worden.

Die 45te Strophe:

„Indem man dies befolgt, entsteht des Glük=
„kes Flor."

Des Churfürsten Johanns Regeln, die er seinen Prinzen gegeben hat, wurden von Joachim I., seinem ältesten Sohne, treulich befolgt; denn er war die ganze Zeit seiner Regierung ein Liebhaber und Schutzherr der Gerechtigkeit, die er auf das genaueste ausübte. Aus den besten adlichen Häusern fanden sich Personen, die ihre Familien mit schwarzen Handlungen beschimpften, und die sowohl durch allgemeine Reichs= als auch Märkische Landesgesetze schwer verbotenen Straßenräubereien wieder anfingen; selbst unter den Hofleuten des neuen Churfürsten fanden sich dergleichen. Ein vier Meilen von Ber=

lin in einem Busche beraubter und mit gebundenen Händen in eine Grube geworfener, doch glücklich herausgekommener Kaufmann, klagte dem Churfürsten sein Unglück; dieser ließ den Kläger in ein Zimmer treten, wo die meisten Hofdiener versammelt waren. Indem er nun sein Unglück umständlich zu erzählen anfing, sah er den Räuber neben dem Fürsten stehen; er zeigte ihn an, und Joachim, nachdem es untersucht und für richtig befunden worden, ließ den überführten Hofmann enthaupten. Ueberhaupt hat Joachim über die Sicherheit und Ruhe der Mark Brandenburg während seiner Regierung sorgfältig gehalten, und diese ist die erste Regierung gewesen, unter welcher kein auswärtiger öffentlicher Feind die Grenzen Brandenburgs betreten hat. Er vermied aber die Kriegsunruhen nicht nur durch seine friedfertigen Gesinnungen und sein weises und kluges Verhalten, sondern auch durch die Bereitschaft in die er sich gesetzt hatte, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können. Er schätzte den Adel, den Bürger, den Bauer, jeden nach seiner Art, und schützte jeden wider Unrecht; kurz, indem er die Lehren seines Vaters befolgte, gründete er zugleich den Flor des Landes.

Die 46te Strophe:

„Auch seine Söhne haben gleiches glückliches
„Schicksal."

Churfürst Johann hinterließ zween Söhne, Joachim I. und Albrecht. Der Erste folgte in der Mark Brandenburg und in der Churwürde, und ließ bei der allgemeinen Huldigung sich sowohl als seinem Bruder Albrecht den Eid der Treue ablegen, und zog diesen, bis er anderweitig versorgt wurde, zur Mitregierung des Landes.

Nachmals entschloß sich der Markgraf Albrecht, zum Besten seines Hauses, in den geistlichen Stand zu treten. Der Churfürst setzte ihm die Gelder aus, die er künftig aus der Mark erhalten sollte, verhalf ihm zu einer Domherrnstelle in Mainz, Trier und Magdeburg, und versprach, für seine weitere Beförderung zu geistlichen höhern Würden Sorge zu tragen. Er hielt Wort, denn er verhalf ihm, daß er Erzbischof zu Magdeburg wurde, und endlich den Kardinalshut bekam. Durch gleiches Loos sind also beide Söhne des Churfürsten Johanns beglückt worden und empor gehoben.

Die 47te und 48te Strophe:

„Ein Weib, von dem Gifte der neuen Schlange
„angesteckt, wird die Pest in dein Vaterland
„bringen.“

Um diese Strophen zu verstehen, denen man nach richtiger Erklärung bald anmerken kann, daß sie von einem eifrigen Klostermönch herrühren, ist es nothwendig, in die Geschichte der Re-

formation zurückzugehen, da es sich dann zeigen wird, daß der eifernde Mönch des Lehninischen Klosters unter der neuen Schlange Luthern meinte, und ist allerdings zu verwundern, daß so lange Zeit vorher, ehe an diesen Reformator gedacht wurde, seiner erwähnt ist; freilich wie von einem Klosterbruder zu erwarten war, wenn anders seine Visionen auch auf diese für die katholische Religion so wichtige Epoche mit gerichtet waren, wie wenigstens der Erklärung nach wahrscheinlich ist.

Es war Pabst Leo X., der, um seine Bedürfnisse in Ausbauung der Peterskirche zu Rom zu bestreiten, in Deutschland den Ablaß, mit Einwilligung Albrechts des Churfürsten von Mainz, verkündigen ließ. Obschon nur bis dahin die Verkündigung desgleichen Ablasses das gewöhnliche Werk des Augustiner-Ordens gewesen war, so ernannte doch der Churfürst von Mainz den Johann Tetzel aus dem Prediger-Orden zum Prediger dieses Ablasses, weil ihm die Geschicklichkeit dieses Mannes bekannt war. Tetzel fieng also im Jahre 1516 mit seiner aus Rom erhaltenen Vollmacht an, dieses Geschäft zu treiben; er hatte aber mit vielen Hindernissen zu kämpfen, als D. Martin Luther im folgenden Jahre 1517 nicht nur wider dieses des Tetzels Unternehmen in Wittenberg öffentlich predigte, sondern auch den 31. Oct. 95 wider den Ablaß gerichtete Sätze, als eine akademische Streitschrift, an die Schloßkirche befestigen ließ. Diese Sätze schickte Luther an

den Churfürst Albrecht nach Mainz und an den Bischof von Brandenburg. Dieser schickte den Abt zu Lehnin nach Wittenberg, und ließ Luthern bedeuten, er möchte ruhig seyn und die Sache liegen lassen.

Luther, weil viele gelehrte Männer sich des Ablasses öffentlich annahmen, suchte seine Sätze durch herausgegebene Erklärungen zu vertheidigen, die er dem Bischof zu Brandenburg und selbst dem Pabste zuschickte. Man verlangte nun, Luther solle widerrufen, er war aber nicht dazu zu bewegen, sondern fuhr fort, seine Sätze zu vertheidigen. Als er im Jahre 1520 die guten Werke und die Gelübde verwarf, und die Verweigerung des Kelches im Abendmahle für die Laien als einen Irrthum ausrief, erklärte ihn der Pabst als Ketzer in den Kirchenbann, worauf in Rom und anderwärts seine Schriften öffentlich verbrannt wurden. Nun kam es zwischen ihm und dem Pabste zur völligen Trennung, und er verbrannte die wider ihn ergangene päbstliche Bulle sowohl, als auch das Kirchenrecht vor dem Elsterthore zu Wittenberg.

Da Luther auf dem Reichstage zu Worms, wo er vom Kaiser Karl V. unter sicherm Geleite zu erscheinen Befehl hatte, nicht von seinem Wege zurücktreten wollte, ward er durch eine eigene Verordnung in die Reichsacht erklärt, seine Bücher zu lesen verboten, und allen Obrigkeiten befohlen, ihn zu verfolgen und seine Schriften zu unterdrücken. Aber der Churfürst von Sachsen machte die Veranstaltungen, daß Lu-

ther glücklich entkam. Er ward heimlich auf das Schloß Wartburg bei Eisenach gebracht, und daselbst so lange bewahrt, bis die größte Gefahr seiner Person vorüber war.

Der Churfürst Joachim I. mißkannte zwar die Nothwendigkeit der Sittenverbesserung nicht, er war aber nebst vielen Andern der Meinung, daß solche Verbesserung nicht das Werk eines einzigen Mannes seyn könne, sondern in einer allgemeinen Kirchenversammlung von den größesten Kirchenvätern mit allgemeiner Einstimmung unter dem Vorsitze des Kirchenhauptes, nach genauer Untersuchung, und mit gehöriger Behutsamkeit angefangen und geendigt werden müsse. Die ausnehmend harten Ausdrücke, deren Luther sich bediente, erbitterten immer mehr sein Gemüth. Nach seiner Wiederkunft von dem Reichstage in die Mark Brandenburg ließ er nicht nur die wider Luther ergangene Reichsacht kund machen, und die Einführung sowohl als die Lesung seiner Schriften verbieten, sondern er bedrohte auch alle die aufs härteste zu verfolgen, welche Luthers Sätze annehmen oder verbreiten würden.

Im Jahre 1523 ergieng aufs neue auf dem Reichstage zu Nürnberg wider Luthers Schriften, so auch wider seine Anhänger ein scharfes Verbot, dem aber der Churfürst von Sachsen Friedrich III. feierlich widersprach. Der Churfürst von Brandenburg dagegen nahm sich fest vor, durch Vollstreckung der angedrohten schweren Strafen, seine Staaten von der Ausbrei-

tung der Lutherischen Lehrsätze frei zu erhalten.

In eben diesem Jahre verfielen auch gänzlich die Sachen des Königs Christian II. von Dänemark: die Schweden verließen ihn völlig, und die Dänen wankten ebenfalls in ihrer Treue. Unter vielen Beschwerden, über welche die letztern sich beklagten, waren auch diese, daß er selbst Luthers Lehrsätze angenommen hätte. Christian begab sich nach Deutschland, und in den Schutz des Churfürsten von Brandenburg, seines Schwagers, der ihm zu Berlin nicht nur einen Zufluchtsort verstattete, sondern sich auch alle Mühe, wiewohl vergebens, gab, ihm sein väterliches Erbe wieder zu verschaffen. Die Entthronung erlaubte diesem Prinzen eine Reise nach Wittenberg, um sich mit Luther selbst zu besprechen, und seine Schwester, die Churfürstin von Brandenburg, begleitete ihn dahin, welche denn auch von Luthers Lehre so eingenommen wurde, daß sie solche für richtig erklärte, aber eben dadurch auch sich die schwere Ungnade ihres Gemahls zugezogen hatte.

Die Churfürstin fürchtete den Zorn ihres Gemahls, und getraute sich nicht das Aeußerste abzuwarten, daher ergriff sie die erste Gelegenheit, die sich ihr darbot, zur Flucht, und floh, in Gesellschaft einer einzigen Kammerfrau, auf einem Bauerwagen nach der sächsischen Grenze. Als sie zu Torgau ankam, ließ sie den Churfürst von Sachsen, der ihrer Mutter Bruder war, um Schutz und Aufenthalt ersuchen, der

ihr das Schloß Lichtenberg an der Elbe zum Sicherheitsplatz einräumte, und wieß ihr auch ihren Unterhalt an. Hier unterhielt sie sich öfters mit Luther, besuchte ihn in seiner Behausung, und blieb auch sogar nach dem Tode ihres Gemahls so lange in Sachsen, bis Luther 1546 gestorben war, dann erst kehrte sie nach der Mark Brandenburg zurück. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß unter dem Weibe, von welchem die Weissagung spricht, Joachims Gemahlin verstanden wird, und unter der neuen Schlange D. Luther und das Gift seiner Lehre, wofür ihn, sehr natürlich und bekannt, die Katholiken ansahen.

Die 49te Strophe:

„Dies Gift erhält sich denn bis auf den eilften „Stamm."

Joachim I. beharrte, gemäß dem zu Speyer 1529 gehaltenen Reichstages-Schlusse, bei der Wormsischen Verordnung von 1521, und damit sollte es, nach seinem Befehle, in der Mark Brandenburg sein Bewenden haben. Im Jahre 1530 geschah zu Augsburg die Uebergabe des Augsburgischen Glaubens-Bekenntnisses in lateinischer und deutscher Sprache, dessen Eindruck sehr verschieden war. Churfürst Joachim behauptete, daß die Protestanten die Glaubenswahrheiten der christlichen Religion verkehrten, weil sie die wahre Kirche und die Verehrung der Heiligen ableugneten. Der Brandenburgische

Churprinz aber ward für das Glaubensbekenntniß eingenommen, ließ sich aber solches, seines Vaters wegen, nicht merken. Joachim, wie er glaubte, daß er seinem Ende nahe sey, redete seine beiden Prinzen Joachim und Johann mit folgenden Worten an: „O wie kurz „ist das Leben der Menschen und wie flüchtig „sind ihre Tage! Doch mein eigner Zustand wird „unstreitig durch meinen Tod verbessert, denn „ich habe die Zuversicht, daß ich in ein weit „herrlicheres Reich versetzt werde. Euch, meine „Prinzen! aber ersuche ich, in meiner Nachfolge „fortzufahren, ja ich wünsche von Herzen, daß „ihr mich übertreffen möget. Es ist euch be„kannt, wie emsig ich mich bestrebt habe, die „hohe Achtung zu erhalten, die man der alten „Kirche schuldig ist, und worinnen ich den Grund „meiner ewigen Hoffnung setze. Eben dieses „verlange ich von euch, meinen Söhnen, als „Vater und Herr. Die Veränderungen, welche „die neue Ketzerei verursachet, sind offenbar, ihr „Fortgang ist augenscheinlich, und es ist bekannt, „daß sie sich in das churfürstliche Haus selbst „eingeschlichen habe; es ist also alle mögliche „Sorgfalt nothwendig, daß die Mark Bran„denburg dabei nicht leide, ꝛc." In dieser Gesinnung entschlief der Churfürst 1535, aber nach seinem Tode gieng nach und nach sein ganzes Haus zu dieser Lehre über. Seine Gemahlin Elisabeth, seine Schwiegersöhne und mehrere nahmen die Glaubensreformation an, und selbst die eignen Söhne führten nach des Vaters Tode

die Reformation in der Mark Brandenburg ein. Ob sie nun bis ins eilfte Glied des churfürstlichen Hauses bestehen werde, oder wie diese Prophezeihung eigentlich zu verstehen sey, das ist nicht so leicht zu entscheiden, und muß man auf jeden Fall die Erfüllung noch dahin gestellt seyn lassen.

Die 50te Strophe:

„Der nun auftritt, ist dir, Lehnin! am „meisten gram."

Wie Joachim II. die Regierung antrat, zeigte sich bald nachher seine Religionsänderung. So z. B. wurden alle Prediger aus der Mark Brandenburg nach Spandow beschieden, und in derer Gegenwart genoß er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, und ihm folgten bald nachher die Rathspersonen der Berlinischen Städte, nebst einer Menge andrer Einwohner. Dem Abte Valentin des Klosters Lehnin befahl er 1539, eine eben herausgekommene Kirchenordnung anzunehmen. Des Klosters Einkünfte wurden untersucht, und verboten, neue Mönche anzunehmen. Nach des Abts Tode durften die Mönche keinen andern erwählen, sondern das Kloster wurde eingezogen und zu einem churfürstlichen Amte gemacht. Auch wurde den Mönchen freigestellt, entweder im Kloster auszusterben oder weiter zu gehen. Diejenigen, die gute Köpfe hatten, wurden auf die Universität Frankfurt geschickt, um daselbst sich zum Predigtamte fähig

zu machen, und nur sehr wenige blieben im Kloster. Kurz, man sieht aus dem allen deutlich, daß so manche Drangsale das Kloster Lehnin zugleich mit der Mark hat aushalten müssen, daß es doch nicht in Vergleich zu bringen ist mit dem Schicksal, das solches unter Joachim II. gehabt hat, weil unter diesem es gänzlich aufgehoben worden.

Die 51te Strophe:

„Er trennt wie ein Messer, ist Atheist und
„Ehebrecher."

Churfürst Joachim II. folgte in Ansehung der Abänderung des Gottesdienstes nicht den Vorschlägen Luthers oder Melanchthons, sondern er gieng seinen eignen Weg. Damit aber doch künftig in allen Brandenburgischen Kirchen die Religion auf gleiche Art gelehrt werde, so ließ er eine Kirchenordnung aufsetzen, in welcher noch viele katholische Gebräuche beibehalten wurden; in andern Stücken aber trennte er sich von der Kirche, so wie er denn auch in allen diesen Stücken wankelmüthig war und selbst nicht wußte, was er annehmen sollte. Kurz, von der damals in der Mark Brandenburg herrschenden katholischen Kirche trennte er sich zwar, jedoch ohne sich grade zu einer andern Parthei zu schlagen. Ob darin der Prophet des Klosters Lehnin nicht zu weit gegangen ist, daß er diesen Joachim einen Atheisten nennt, diese Frage ist schon von mehrern Schriftstellern aufgeworfen

worden, und in keinem Fall kann man den gradezu für einen Gottesleugner erklären, der von einer Religion zur andern übergeht; wenn man hingegen unter dem Worte Atheist, wie einige wollen, auch denjenigen versteht, der so lebt als wenn kein Gott und keine göttliche Vorsehung wäre, so könnte allerdings die Lehninische Weissagung auch auf diesen Joachim II. passen; denn nicht nur daß in Ansehung der Religion, so lange der Vater lebte, Joachims Betragen sehr zweideutig war, sondern was am meisten gegen ihn zu sagen ist, besteht darin, daß er seinem Vater den Eid ablegte, nie die katholische Religion zu verlassen, ob er gleich schon damals nichts weniger als geneigt war, sie beizubehalten.

Wenn endlich der Lehninische Prophet in seinem prophetischem Eifer Joachim einen Ehebrecher nennt, so ist freilich nicht abzuleugnen, daß solcher außer seiner Gemahlin, in seiner Neigung zum Frauenzimmer sehr ausschweifte. So lies't man in einer alten Handschrift über diesen Fürsten z. B. folgendes: „Se. churfürst„liche Gnaden haben mit vielen Concubinen Haus „gehalten, sonderlich mit einer, die Bendelin „hieß, welche von Johann Georg, Joa„chims Nachfolger, verjagt wurde. Item mit „Michael Dietrichs Wittwe, und einer, „die Gießerin geheißen. Mit Anna Sy„dow soll der Churfürst mehrere natürliche Kin„der gezeugt haben u. s. w." Kurz, so manche gute Eigenschaften er auch hätte, so war doch

Gottesfurcht und Moral bei ihm nicht anzutreffen.

Die 52te Strophe:

„Er verwüstet die Kirche und beraubt sie der
„Kirchengüter."

Daß Joachim in der katholischen Kirche einige Verwüstung angerichtet habe, ist wohl nicht zu leugnen, wenigstens hat er selbst in seinem Glaubensbekenntnisse sich dessen gerühmt und gesagt: „Ich danke Gott, daß er mich aus der „päbstlichen Gefangenschaft befreiet hat, und „durch meine Bemühung ist das Evangelium „in den Stiftern Magdeburg, Halberstadt, „Brandenburg, Havelberg und vielen Klöstern „eingeführt." Kurz, seinem Geständnisse zufolge hat er die katholische Kirche in den Brandenburgischen, Magdeburgischen und an mehrern Orten vertilgt. Daß er die Kirchengüter den Klöstern genommen, sie theils verschenkt, theils zu andern Gebrauch angewendet hat, ist ebenfalls bekannt. So z. B. bekam die hohe Schule zu Frankfurt ein ganz neues Ansehen durch die ihr von Joachim geschenkten Kirchengüter. Das sogenannte kleine Jerusalem sammt dem heiligen Grabe bei Königsberg in der Neumark ward abgebrochen, und davon eine Schule gebauet. Sehr viele eingezogene Kirchengüter wurden zum Besten der Schulen und Armenhäuser, oder auch zum Besten des Staats verwandt, und daß dergleichen Unternehmen von Seiten eines katholi=

schen Propheten ein Kirchenraub genannt werde, ist wohl sehr begreiflich.

Die 53te und 54te Strophe:

„Mein Volk hat keinen Beschützer, bis die „Stunde kommt, da der Ersatz geschieht."

Durch sein Volk versteht dieser Prophet überhaupt alle, welche in der Mark Brandenburg der katholischen Religion bei obiger Veränderung treu geblieben sind, insonderheit aber redet er die Geistlichkeit, die Ordensleute zu Lehnin und in andern Klöstern an, welchen ihre Stiftungen entzogen wurden, und also um Unterhalt zu haben, weiter gehen mußten. Dieses Loos traf denn auch die Weltgeistlichen, welche sich nicht der im Jahre 1540 herausgegebenen Kirchenverordnung Joachims gleichförmig halten wollten, in welcher es hieß: „wenn ein Prediger Gewissenszweifel hegt, soll er sich melden und kann wegziehen. Bei diesen Vorfällen nahm sich niemand der Klöster und der Katholischen an. Es wurde zwar der Churfürst von verschiedenen seiner katholischen Verwandten gebeten und ermahnet, nicht so hart zu verfahren und alles im alten Stande zu lassen, aber hierbei blieb es auch, und keiner bekümmerte sich weiter um das, was in der Mark Brandenburg vorgieng. Ob aber, wie es hier heißt, die Prophezeihung wahr und dermaleinst eine Zeit kommen werde, da die Katholiken einigen Ersatz erhalten werden, müssen wir dahin gestellt seyn

lassen, da gegenwärtig keine Aussicht zur Wahrmachung dieser Weissagung vorhanden ist.

Die 55te Strophe:

„Der Sohn bestätigt, was der Vater unter„nommen hat."

Johann Georg bekam schon früh sehr gute Lehrer, und studierte zu Frankfurt. Er trat die Regierung an, da fast alle Staaten in Europa, der Religion wegen, in Gährung waren; er aber that alles mögliche, um die protestantische Religion in seinen Staaten aufrecht zu erhalten. So z. B. gab er eine neue Ausgabe der Augsburgschen Confession heraus, und veranstaltete auch eine neue Auflage der deutschen Bibel. Viele Klöster auf dem Lande wurden zur Kammer gezogen, wodurch allerdings die Einkünfte des Landesherrn um ein Beträchtliches vermehrt wurden; kurz, dieser Sohn trat in dieser Hinsicht treulich in die Fußtapfen seines Vaters, und bestätigte auch alles, was dieser zum Vortheile der eingeführten neuen Lehre unternommen hatte.

Die 56te Strophe:

„Er ist ganz albern, darum nennt ihn das „Volk den Frommen."

So viel ist wenigstens gewiß, daß dieser Fürst so manches gethan hat, was eben nicht als Beweis seiner Klugheit aufzustellen ist. Da-

hin gehört auch folgende Geschichte: Sein Vater Joachim hatte, wie bekannt, einen Juden, Namens Lippold, als Günstling aufgenommen, den man früher wegen Goldbeschneidung aus Prag verwiesen hatte. Diesem Juden hatte Joachim sein ganzes Vertrauen geschenkt, ihm sogar einen eignen Schlüssel gegeben, daß er in des Fürsten Zimmer kommen konnte, wenn er wollte. Als Joachim starb, kam dieser Jude in Verdacht, seinen Fürsten vergiftet zu haben, und kaum war er zur Haft gebracht worden, da lief der Pöbel zusammen, plünderte und zerstörte die Judenschule, und trieb überhaupt so viel Muthwillen, daß sich kein Jude auf der Straße sehen lassen durfte. Was that Johann Georg? Er faßte den Entschluß: alle Juden aus seinem Lande zu vertreiben, und dies geschah auch.

Um die Sachen der Protestanten in und außerhalb Deutschlands recht reiflich zu überlegen, hatte Johann Georg sich den Zuspruch verschiedener Reichsfürsten nach Küstrin ausgebeten. Die hohen Gäste wurden mit vieler Pracht aufgenommen, viele Feierlichkeiten angestellt; unter andern sah man auch die Bildnisse des Türkischen Sultans, des Tartar Chans und des Römischen Pabstes in Feuer aufgehen. Man sieht wenigstens aus diesen und ähnlichen Geschichten, daß die Klugheit dieses regierenden Herrn eben nicht hoch zu preisen war; weil er aber seinen Religionseifer bis zum Unsinn trieb, sogar die Bildnisse des Sultans und des Pabstes

verbrannte, so nannte ihn der Pöbel den Frommen, wie sehr richtig in dem oben erwähnten Verse auch gesagt wird.

Die 57te Strophe:

„Er ist nicht streng genug, darum wird er der
„beste Herr genannt."

Wie eifrig und streng Johann Georg für seine Religion war, so gelinde und nachgiebig war er gegen seine Untergebenen in diesen und andern Dingen. Aus Liebe zur Ruhe und zum Frieden war er oft gar zu nachgebend. So z. B. waren über die Grafschaft Lindau zwischen Brandenburg und Anhalt Streitigkeiten; um diese zu heben, ließ er die Grafschaft dem Hause Anhalt als Brandenburgisches Mannlehn. Einen Beweis seiner allzu großen Gelindigkeit kann folgendes Beispiel abgeben: In der Stadt Königsberg in der Neumark entstanden Streitigkeiten zwischen Rath und Bürgerschaft. Der Tumult gieng so weit, daß die Bürger die Rathspersonen zwangen, sich nach Küstrin durch die Flucht zu retten. Die Anstifter dieses Tumults wurden zwar arretirt, aber von dem Churfürst sogleich begnadigt und wieder auf freien Fuß gestellt; ja es ist sehr begreiflich, wie durch solche Vorfälle er sich bei dem Volke sehr beliebt machte, daß man eben seiner Gelindigkeit wegen ihn den besten Herrn nannte.

Die 58te Strophe:

„Von seinem Stamme sieht er fünfe, die „das sind was er ist.“

Die Erklärung dieser Strophe ist sehr leicht, wenn man folgendes aus Johann Georgs Geschichte bemerkt: Er vermählte sich nehmlich im Jahre 1545, zeugte einen Sohn Joachim Friedrich, dieser heirathete 1570, zeugte Johann Sigismund, welcher 1594 heirathete, und dessen Sohn Georg Wilhelm war also Johann Georgs Enkel. Da diese drei aus seinem Geschlecht ihm in der Churwürde gefolgt sind, und er seinen Vater und Großvater als Churfürsten gesehen hat, so wäre sonach die Zahl fünfe, der in dieser Strophe gedacht wird, ganz richtig erklärt.

Die 59te Strophe:

„Er stirbt im Trauerjahr an einem Ehren„orte.“

Das vom Churfürsten Friedrich II. zu Köln an der Spree aufgeführte Schloß ließ Johann Georg erweitern, und so verschönern, daß es die Bewunderung der damaligen Zeit auf sich zog; und in diesem Schlosse starb er 1598. Seine Vorfahren starben sämmtlich an geringen Orten, und in dieser Hinsicht könnte dieses schöne fürstliche Schloß wohl ein Ehrenort genannt werden. Auch die Benennung eines Trauerjahrs ist überaus passend, denn nicht nur daß überall

sehr blutige Auftritte vorfielen, sondern auch die Pest wüthete in diesem Jahre sowohl in Böhmen als in der Mark Brandenburg.

Die 60te Strophe:

„Der in der Stadt gebohren, will allein
„Herr und Herrscher seyn.“

Joachim Friedrich, 1546 zu Berlin gebohren, ward nach dem Tode Johann Georgs, Churfürst von Brandenburg. Mit seinem Bruder, Markgraf Christian, kam er über die Gültigkeit des letzten Willens seines Vaters sehr bald in Streitigkeit. Nach dem Grundgesetz des Hauses Brandenburg sollten alle zu den Marken gehörige Provinzen ungetheilt beisammen bleiben, was nun freilich bisher nicht so genau war beobachtet worden; aber Joachim Friedrich blieb bei diesem Gesetze stehen, setzte es auch durch, und ihm verblieb die Regierung der ganzen Mark Brandenburg, mit allen ihren Provinzen und Landen ungetheilt, und fiel nach dem Rechte der Erstgeburt auf dessen männliche Nachkommen. Kurz, aus allem sieht man deutlich, wie wahr es ist, daß Joachim Friedrich allein Herr und Herrscher in Brandenburg seyn wollte; obschon sein Vater es anders angeordnet hatte, so war er es doch, indem er seinen Bruder Christian verdrängte; er suchte die Vormundschaft und Regierung Preussens, womit sein Haus belehnt war, und erhielt sie vor allen andern; folglich hat er allem Volke, das unter

den Brandenburgischen Scepter gezogen werden konnte, wie er es gesucht hat, vorgestanden.

Die 61te Strophe:

„Die Hoffnung, welche Andre haben, macht
„ihn für seine Kinder besorgt."

Joachim Friedrich war sehr für seine Kinder besorgt. Der Churprinz, Johann Sigismund, hatte zur Gemahlin die älteste Tochter Anna, Albrechts Friedrichs des Blödsinnigen, Herzogs von Preussen, und der Clevischen Prinzessin, einer Schwester des Herzogs von Cleve, Johann Wilhelms. Die Preussische Belehnungssache war noch nicht mit Pohlen geendigt, und viele Unruhen hinderten hiervon ein Ende zu machen. Der Herzog von Cleve war schwach, man sahe dessen Tode entgegen, denn die von ihm zu erwartende Erbschaft war zu bedeutend, als daß solche nicht die Begierde vieler Herren hätte rege machen sollen. Joachim Friedrich war schon zum voraus bedacht, die Rechte seiner Schwiegertochter zu unterstüzzen, weil er viele Streitigkeiten besorgte. Ueberhaupt war er für seine Kinder bedacht. Er hatte, gemäß dem Wahlvertrage, den er als Erzbischof von Magdeburg eingegangen, versprochen, die Regierung dieses Hochstifts niederzulegen, sobald er Churfürst würde; aber er hatte auch durch einen andern Vergleich mit dem Domkapitel dahin gesorgt, daß alsdann wieder ein Prinz aus dem Brandenburgischen Churhause gewählt

werden sollte. Beides geschah, er legte die Stiftsregierung nieder, und machte, daß im Jahre 1598 die Erzbischofswahl auf seinen jüngsten Prinzen, Christian Wilhelm, fiel. So hat er in mehrern Fällen bewiesen, was in gedachter Strophe auch gesagt wird, daß da, wo Andre Hoffnung hatten, er seiner Kinder wegen immer in Furcht war.

Die 62te Strophe:

„Was er fürchtet, das geschieht gewiß."

Joachim Friedrich fürchtete, daß das Recht der Folgung seiner Schwiegertochter, wenn ihre Mutter vor dem Herzoge von Jülich stürbe, nicht deutlich genug, sondern dunkel wäre; daß deswegen zwischen den Competenten und ihr viel Streit und Krieg entstehen könnte, auch dieses ist eingetroffen. Er fürchtete, die Mutter seiner Schwiegertochter möchte eher als ihr Bruder, der Jülichsche Herzog, das Zeitliche verlassen, und es ist eingetroffen. Er fürchtete, daß er den Todesfall des Herzogs von Jülich, Johann Wilhelms, nicht überleben würde, und auch dieses wurde wahr, denn er starb 1608, vom Schlage getroffen, ehe das alles, was er fürchtete, in Erfüllung gieng.

Die 63te Strophe:

„Bald bekommen die Sachen, mit Gottes Zu-
„lassung, eine neue Gestalt."

Johann Sigismund bekam nach dem Tode seines Vaters die Regierung des Churfürstenthums Brandenburg und des Herzogthums Preussen zugleich. Im Jahre darauf starb auch der letzte Herzog von Cleve, zu welchem Lande viele Competenten waren; indessen setzte sich Johann Sigismund, im Namen seiner Gemahlin, so gut er konnte, in den Besitz der Erbschaft; auch der Pfalzgraf von Neuburg säumte nicht, im Namen seiner Mutter, einen Theil dieser Verlassenschaft in Besitz zu bekommen. Beide Herren wurden mit einander einig, sich in Besitz dieser streitigen Länder zu setzen. Der Erzherzog Leopold machte Anstalt sich dieser Lande zu bemächtigen, aber die protestantischen Fürsten setzten sich darwider, und errichteten die bekannte Union, welcher Johann Sigismund auch zuerst beitrat. Die katholischen Fürsten verdoppelten nun auch ihren Eifer, sie erneuerten ihre Verbindung, und schlossen, um der Union das Gegengewicht zu halten, zu Würzburg einen gleichen Vertrag, die Liga genannt. Der Krieg nahm im Jahre 1610 wider die kaiserlichen Völker, die den Besitz dieser Länder an sich reißen wollten, den Anfang. Johann Sigismund wurde von den Holländern und der Herzog von Neuburg von den Franzosen unterstützt. Aber im Jahre 1613 ereigneten sich zwischen Brandenburg und Neuburg ganz besondere Zwistigkeiten, selbst der gemeinschaftliche Besitz der streitigen Lande wurde nach und nach eine eben so erhebliche Ursache des Streites

unter einander, als die Ansprüche auf die Erbschaft selbst. Der Brandenburgische Statthalter, Markgraf Ernst, und der Neuburgische, Wolfgang, konnten unmöglich in allen Stücken, welche die Regierung betrafen, gleiche Maaßregeln haben; Wolfgang Wilhelm von Neuburg war lutherisch und Markgraf Ernst wandte sich zur reformirten Kirche, und hierdurch erhielt er vor dem Neuburgischen Prinzen erhebliche Vortheile, da der größte Theil der Einwohner in den Jülichschen Erbschaftsstücken ebenfalls der Lehre dieser Kirche beipflichtete; denn dieser Umstand verschaffte dem Markgrafen Ernst bei den Landesständen und Unterthanen mehreres Zutrauen. Dieses Zutrauen der Einwohner in dasigen Landen beizubehalten, prägte man den Reformirten, die ihrer Religion wegen sehr besorgt waren, von Seiten Brandenburgs die Versicherung ein: sie würden unter keinem Herrn sicherer und gewisser bei ihrer Religion erhalten werden, als unter der Regierung des Churfürsten von Brandenburg. Ja, um dieser Versicherung noch größern Nachdruck zu geben, trat der Brandenburgische Hof öffentlich zur reformirten Religion über, und so hätte also Herrmann von Lehnin sehr richtig angedeutet, daß eine neue Form unter Johann Sigismund entstehen werde, nehmlich die Religions-Veränderung des Fürsten, die sehr begreiflich auf das Ganze großen Einfluß hatte.

Die 64te Strophe:

„Er ist der Mängel voll, doch wirds nicht
„lange dauern."

Einen großen Theil seines Lebens brachte der Churfürst Johann Sigismund auf Reisen zu, die aber seine Gesundheit mehr schwächten als beförderten; besonders auch da er sich der damals in Deutschland herrschenden Gewohnheit des übermäßigen Trinkens ergeben hatte. Dieses machte ihn auch zum Jähzorne geneigt, so daß zuletzt seine Gesundheit durch den Schlag, der seine Glieder gelähmt hatte, ganz erschüttert war. Er übergab daher die Regierung seinem Nachfolger, dem Churprinzen Georg Wilhelm, da er dann wenige Wochen darnach mit Tode abgieng.

Die 65te Strophe:

„Er trübt vieles durch ein Edikt, noch mehr
„aber durch einen Schlag."

Johann Sigismund hatte ein Glaubensbekenntniß schriftlich aufsetzen lassen, worin er die Beweggründe seines Verhaltens und die Lehrpunkte angab, in welchen er der reformirten Kirche beitrat. Er gab dieses 1614 durch öffentlichen Druck heraus. Darwider eiferten nun die lutherischen Prediger sehr, und deshalb gab der Churfürst noch in diesem Jahre eine scharfe Verordnung gegen solche eifernde Prediger heraus, machte aber dadurch nur noch mehr Erbitterung.

Die Domkirche zu Berlin ward nun den Reformirten allein übergeben, weil die Lutheraner sich mit ihnen nicht vereinigen wollten, und alle Bilder, Altäre, Gedächtnißtafeln aus der Kirche weggeschafft hatten. Mit ausgelaßner Hitze predigte über diesen Vorfall ein Kapellan an der Peterskirche, der aber, weil das Gerücht allgemein war, er werde arretirt werden, aus der Stadt flüchtete. Das war das Signal zum allgemeinen Tumult; das Volk lief häufig zusammen, um des reformirten Hofpredigers und anderer Reformirten ihre Häuser zu stürmen. Markgraf Johann Georg, des Churfürsten Bruder, eilte, als Statthalter in der Abwesenheit des Landesherrn, sogleich herbei, um die Unruhen zu stillen; da aber einer von seinem Gefolge unter das Volk schoß, so ward dadurch Oel ins Feuer gegossen. Man läutete die Sturmglocke, und der Auflauf vermehrte sich. Der Markgraf selbst wurde von einem Steine am Fuß verwundet und mußte nach dem Schlosse zurückkehren. Die Erklärung also, daß durch ein Edikt vieles getrübt worden, ist eben nicht schwer; aber schwerer würde seyn, zu errathen, was durch den Schlag sollte gesagt werden, wenn nicht nachstehende Geschichte auch diesen Ausdruck sehr deutlich erklärte.

Die Jülichsche Erbschaft hatte, wie wir schon gehört haben, von vielen Seiten Mißvergnügen erregt, und um allen Klagen abzuhelfen, kam man auf den Einfall, den Neuburgischen Pfalzgrafen, Wolfgang Wilhelm, mit des Chur-

fürsten von Brandenburg ältesten Tochter, Anna Sophia, zu vermählen. Zu der Absicht wurde zu Wesel eine Zusammenkunft zwischen dem Churfürsten und dem Pfalzgrafen veranstaltet, in welcher der Pfalzgraf das ganze Recht des Hauses Brandenburg auf die Jülichsche Erbschaft zur Mitgabe verlangte. Allein der Churfürst sah diese Forderung für zu eigennützig an, und beide Herren geriethen in hitzigen Wortwechsel, ja der Verfasser der Brandenburgischen Denkwürdigkeiten berichtet sogar, daß der Churfürst den Pfalzgrafen ins Gesicht geschlagen habe. Natürlich, daß nun die vorgehabte Heirath zurückgieng, und der Pfalzgraf seinen ganzen Entwurf änderte. Er trat sogar zur römischen Kirche über, und forderte alle Glieder dieser Religion zu seinem Beistande auf, vermählte sich nun mit der Baierschen Prinzessin, und dachte an nichts, als an Rache wider Brandenburg, besonders solches mit fremder Hülfe aus dem Besitze der Jülichschen Erbschaftsstücke zu verdrängen.

Die 66te Strophe:

„Auf seinen (Johann Sigismunds) Befehl
„werden die Sachen noch mehr verschlimmert."

Das gegenseitige Mißtrauen wurde nun immer stärker und zeigte sich auch dadurch, daß, als Wolfgang Wilhelm mit seiner neuen Gemahlin in Düsseldorf angelangt war, beide

Statthalter zu ihrem Schutze verschiedene Wächen bestellen ließen. Der Pfalzgraf wollte, auf der Reise nach Brüssel, in dem Schlosse Jülich einsprechen, weil man aber von Brandenburgischer Seite hierbei nichts Gutes besorgte, wurde dem Befehlshaber des Ortes schriftlich aufgetragen, auf seiner Hut zu seyn; und dieser schlug auch wirklich dem Pfalzgrafen den Einzug in dieses Schloß ab. Von nun aber war der Brandenburgische Prinz in Düsseldorf nicht weiter sicher, er gieng also über Wesel nach Cleve ab, und die Mißhelligkeiten griffen immer weiter um sich. Kriegsunruhen folgten eine auf die andre, und das alles entstand blos durch den churfürstlichen Befehl, den Pfalzgrafen nicht ins Schloß Jülich einzulassen, wodurch die Sachen sehr verschlimmert wurden.

Die 67te Strophe:

„Durchs Schicksal kann sich dieses vielleicht
„zum Bessern ändern."

Dem Pfalzgrafen von Neuburg waren die Spanier zu Hülfe gekommen, und ihre Eroberungen geschahen auch in dessen Namen, aber deshalb wurde er dennoch nicht in den Besitz gesetzt, sondern die Spanier betrugen sich bald als Herren der Länder, bald als Feinde, wie es ihnen beliebte, worüber denn der Pfalzgraf zu Brüssel Klagen führte. Auch dem Churfürsten von Brandenburg gieng es mit den Holländischen Truppen nicht besser, und dieses bestimmte beide

Höfe, sich über den Besitz der Jülichschen Erbschaftsstücke zu vereinigen und sich gegen einander friedlich zu betragen; sie wollten Spanien und Holland für bisher geleisteten Beistand danken und ersuchen, nunmehro ihre Völker abzuführen. Doch dieses war vergebens, denn beide hatten hierzu keine Lust, weil ihre Völker auf Kosten der Fürsten in Jülichschen Erbschaftsstädten erhalten wurden, und es dauerte lange, ehe sie von diesen sogenannten Hülfsvölkern befreit wurden. Endlich 1666 geschah auch dieses, nachdem das Schicksal beiden streitenden Partheien wohl wollte, und ein Hauptvergleich zwischen Brandenburg und Pfalzneuburg geschlossen wurde.

Die 68te Strophe:

„Dem Vater folgt der Sohn als Fürst in
„diesen Landen."

Sehr richtig, wie in dieser Vorhersagung bestimmt ist, kam Georg Wilhelm zur Regierung, nachdem ihm sein Vater 1619 solche übertragen hatte. Jeder war aufmerksam, was er in den Böhmischen Angelegenheiten für eine Parthei ergreifen würde. Der Kaiser sowohl als der Churfürst von der Pfalz suchten ihn auf ihre Seite zu ziehen. Aber ehe er sich noch entschliessen konnte, schlug schon alles Unglück über den Churfürst von der Pfalz, Friedrich V., seinen Schwager, zusammen, und traf zugleich verschiedene Prinzen des Hauses Brandenburg. Er ward nehmlich 1620 auf dem weißen Berge vor

Prag gänzlich geschlagen, und entfernte sich schnell bis Breslau, endlich nach Berlin. Der kaiserliche Reichshofrath erklärte Friedrich V. sowohl als seine Anhänger, unter welchen sich der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, Fürst Christian von Anhalt und der Graf Georg Friedrich von Hohenlohe befanden, in die Reichsacht verfallen, auch aller Aemter und Würden verlustig zu seyn, untersagte auch jedermann, ihnen Hülfe oder Aufenthalt zu geben. Friedrich V. war nun an keinem Orte mehr sicher, und Churfürst Georg Wilhelm wagte nicht, sich dem Kaiser zu widersetzen, ob er gleich mit dessen Betragen unzufrieden war, denn seine Macht war zu unbedeutend.

Die 69te Strophe:

„Die Klüglinge bleiben nicht ungestraft."

Daß der Churfürst kein bedeutendes Kriegsheer hatte, um sich dadurch bei Andern in Ehrfurcht zu setzen, kam daher, weil der Adel, besonders aber die Landstände solches nicht zugaben, und sich überhaupt die Freiheit nahmen, in dergleichen Fällen zu widersprechen. Doch ihr Ansehen scheiterte gänzlich, und mehrere von ihnen fielen in Ungnade, mußten sogar das Land räumen, und überhaupt wurde die Macht der Landstände so zu Boden getreten, daß die churfürstliche Regierung in wichtigen Stücken nicht mehr an ihre Einwilligung gebunden war. Wenn

man nun unter der Benennung von Klüglingen die damaligen Adlichen versteht, die dem Churfürsten gewöhnlich entgegen waren, wenn er etwas durchsetzen wollte, so wäre allerdings auch in dieser Hinsicht die gedachte Prophezeihung in Erfüllung gegangen.

Die 70te Strophe:

„Da er zu viel traut, so frißt der Wolf die „Heerde."

Man kann diese Strophe nicht anders, als durch die Kriegsbegebenheiten erklären, die damals vorgefallen sind. Zuerst traute er den Schweden und ergriff ihre Parthei; er wurde aber sehr übel dafür belohnt, denn man zog ungeheure Schatzungen aus dem Lande, plünderte, verheerte und verwüstete solches. Alle Plagen der Welt trafen das unglückliche Brandenburg auf einmal. Es hatte zu seinem Oberhaupte einen Fürsten, der nicht fähig war zu regieren, und der zu seinem vertrauten Rathe einen Verräther seines Vaterlandes erwählt hatte; dieser war der Graf von Schwarzenberg. Auf diesen Grafen hatte er sein ganzes Vertrauen gesetzt, aber er verrieth seinen Herrn, und nach einigen Geschichtschreibern soll er sogar den Anschlag gefaßt haben, sich selbst zum Churfürsten von Brandenburg aufzuwerfen, was ihm nun freilich nicht gelang; unterdessen ist so viel gewiß, daß vieles Unheil, welches Land und Untertha-

nen empfinden mußten, von Georg Wilhelms Leichtgläubigkeit herrührte, von zu großem Vertrauen auf gedachten Grafen und andre Hofleute, die ihn hintergiengen und seine Güte mißbrauchten.

Die 71te Strophe:

„Der untreue Diener wird seinem Herrn bald „folgen."

Georg Wilhelm starb 1638 auf dem Schlosse zu Königsberg. Seine unglückliche Regierung war, wie schon erwähnt worden ist, die Folge von dem zu großen Vertrauen, das er auf den Grafen von Schwarzenberg gesetzt hatte, dem er die ganze Regierung anvertraute, der hierdurch in der That unumschränkter Herr des Landes und seines eignen Churfürsten wurde. Bis zu dessen Tode war Schwarzenberg der oberste Staats- und Kriegsbediente, Statthalter, Vorsitzer des Geheimenraths und Befehlshaber der Kriegsvölker. Er hatte alle diejenigen vom Hofe entfernt, die nicht seine Geschöpfe waren, dem Churfürsten hatte er Treue geschworen, und doch hielt er es mit Oesterreich. Bald nach Georg Wilhelms Tode verkündigten viele Umstände seinen Sturz. Aus Regensburg erhielt er die Nachricht von des neuen Churfürsten Ungnade. Hierüber verfiel er in ein hitziges Fieber, und gieng einige Tage darauf am Schlagflusse mit Tode ab.

Die 72te Strophe:

„Dann kommen die, die sich von dreien Bur=
„gen schreiben."

Von nun ward die Macht des Branden=burgischen Staats so erheblich und ansehnlich, daß solche in allen europäischen Angelegenheiten eine wichtige Rolle übernehmen konnte, und vergrößerte sich bis zum Neide der Nachbarn. Das alles bewirkte Friedrich Wilhelm, der große Churfürst, dessen Leben der Freiherr von Pufendorf beschrieben hat. Er wurde 1620 gebohren. Seine Auferziehung war heldenmäßig. Schwarzenberg, der vertraute Rath Georg Wilhelms, der den außerordentlichen Verstand des jungen Prinzen bemerkte, entfernte ihn von dem Hofe seines Vaters und schickte ihn 1634 über Hamburg nach Leyden, wo er sich besonders auf Kenntniß der Geschichte legte. Schwarzenberg ließ ihn, so lange es nur möglich war, in Holland. Zu Anfang des Jahrs 1635 gieng er, der Pest wegen, die sich zu Leyden äußerte, nach Arnheim. Hier hatte er mit dem Prinzen von Nassau, mit Graf Heinrich von Berg und andern Feldherren vielen Umgang, deren Erfahrung ihn zum Helden bildete. Sein Hang zu den Waffen und Neugierde kriegerische Anstalten zu sehen, zogen ihn oft in das Lager des Prinzen Friedrich Heinrichs von Oranien, welches ihm zur Kriegsschule war. Er blieb in Holland bis 1638, da Georg Wilhelm auf die Zurückkunft des Prinzen bestand,

und Schwarzenberg solche nicht länger verhindern konnte. Hierauf setzte ihn 1640 der Tod seines Vaters in den Besitz seiner weitläuftigen Staaten, unter den allerbedenklichsten Umständen.

Man kann ihn bei dem Antritte seiner Regierung einen Herrn ohne Land, Geld, ohne Soldaten, Rathgeber und Bundesgenossen nennen. Preußen war noch ein Pohlnisches Lehn, Pommern hatten die Schweden ein und sahen es als ihr Eigenthum an. In den Jülichschen Erbschaften richteten die Holländer und Spanier mit ihren Bundesgenossen alles nach ihrer Willkühr ein. Selbst die Mark Brandenburg gehörte damals nur dem Namen nach dem neuen Churfürsten, sie war eine Wüstenei, wo man von den Dörfern nichts mehr sah als Aschenhaufen, und von den Städten nichts als verfallene Gebäude. Alle Länder waren ganz ausgesogen, und Friedrich Wilhelm, der erst 20 Jahr alt war, mußte auf alle diese Umstände, da er die Regierung begann, Rücksicht nehmen.

Den Anfang machte er mit Einrichtung seiner Finanzen, und richtete sich in der Ausgabe genau nach der Einnahme. Die Befehlshaber in den verschiedenen Plätzen wußte er zum Gehorsam zu bringen, und bekam nach und nach in der Mark sein gehöriges Ansehen.

Ladislaus, König von Pohlen, ertheilte Friedrich Wilhelm in Person die Belehnung über Preußen, nachdem sich dieser anheischig gemacht hatte, den Katholischen einige Vorrechte, in Ansehung ihrer Religion, Kirchen, Gottes-

dienstes und anderer Dinge, zuzustehen, 3000 Gulden in den königlichen Schatz jährlich, und noch einmal so viel, wenn Abgaben auf dem Kreistage bewilligt wurden, zu zahlen. Der Freiherr von Löben nahm von dem Kaiser Ferdinand III. die Lehen über das Churfürstenthum 1642 ein, nur wegen der Jülichschen Erbschaft erhielt er sie nicht, weil der Streit zwischen denen, die Anspruch darauf machten, noch nicht entschieden war.

Nun war der Churfürst auf Mittel bedacht, wie er seine Länder endlich beruhigen könnte. Er trat in Unterhandlungen, und schloß mit den Schweden 1643 einen Waffenstillstand unter gewissen Bedingungen. Unter andern mußte er monatlich 10000 Thaler und 1000 Scheffel Getreide an die Schweden abtragen; diese zogen darauf aus Krossen, Frankfurt und andern Plätzen die Besatzung heraus, aber wegen Pommern wird nichts ausgemacht. Die Holländer brachte Friedrich Wilhelm dahin, daß sie ihm Duisburg, Dynslack und Halte überließen. Er errichtete auch mit den Hessen einen Vertrag, kraft dessen ein Theil von dem Clevischen, das sie in Besitz hatten, von ihnen abgetreten wurde.

Europa wurde zuletzt des Krieges müde. Münster und Osnabrück, als die bequemsten Plätze zur Unterhandlung, wurden gewählt, und im Jahre 1644 fanden sich daselbst nach und nach die Bevollmächtigten ein. Churfürst Friedrich Wilhelm schickte seine Gesandten 1645 dahin. Man war wegen Menge der Gegen-

stände bis 1647 beschäftigt, doch sich endlich über die vornehmsten Punkte verglich. Frankreich verlangte für Schweden, daß es zur Schadloshaltung, wegen der in diesem Kriege gehabten Kosten, Pommern behalten sollte. Sie wurden allmählig darüber einig, Brandenburg sollte an Schweden das diesseitige Pommern nebst den Inseln Rügen und Wollin, den Städten Stettin, Gräz, Golnau und den ganzen Oderstrom abtreten, mit dem Zusatze, daß, wenn die männlichen Nachkommen des churfürstlichen Hauses aussterben sollten, Pommern ganz, nebst der Neumark, Lökenitz und Vierraden an Schweden fallen, indessen beiden Häusern erlaubt seyn sollte, die Wappen dieser Provinzen zu führen. Zur Schadloshaltung wegen dieses Abtrittes machte man für Brandenburg die Bischofthümer Halberstadt, Minden und Kamin zu weltlichen Provinzen, und setzte den Churfürsten in deren Besitz. Er erhielt auch die Anwartschaft auf das Erzbisthum Magdeburg, und alles dieses, auch was sonst noch in dem Westphälischen Frieden ausgemacht war, wurde 1648 unterschrieben und dann öffentlich bekannt gemacht.

Aus dem allen ist offenbar, daß, gleichwie das Haus Brandenburg von dem was oben bereits gesagt worden, bis hierher von zween Burgen, vom Nürnbergschen Burggrafthum nehmlich und von der Mark Brandenburg, welche beide ihm unmittelbar vom Römischen Reiche zugestanden sind, den Namen geführt hat, es nun und hinführo auf dieselbe Art den Namen von

dreien Burgen, nehmlich auch von Magdeburg führe.

Die 73te Strophe:

„Der breite Staat wächst zu des großen Für-
„sten Zeit.“

Unter Friedrich Wilhelm wurden Pommern, Magdeburg, Halberstadt, Minden und Kamin durch den Westphälischen Frieden dem Brandenburgischen Staate einverleibet, der also an Größe immer mehr und mehr zunahm.

Karl Gustav, König von Schweden, hatte kaum den Thron bestiegen, so war er auf Mittel bedacht, wie er sich durch die Waffen hervorthun könnte. Seine Absichten waren wider Polen, um dieses zu zwingen, den Ansprüchen, die es auf Schweden machte, zu entsagen, und ihm Liefland abzutreten. Friedrich Wilhelm traute Karl Gustav nicht, und sein Argwohn wurde endlich bestätigt; denn im Jahre 1655 zog ein Haufen Schweden, ohne zuvor Ansuchung gethan zu haben, durch die neue Mark den Pohlnischen Grenzen zu. Da die ganze Kriegesstärke Preußens Grenzen zugekehrt war, so begab sich der Churfürst dahin, um seine Maaßregeln desto bequemer nehmen zu können. Sein zu Marienburg mit den Pohlnisch-Preußischen Ständen geschlossenes Vertheidigungs-Bündniß vereitelten die Schweden, die Herren von Preussen wurden, und sich daselbst einquartirten.

Der Churfürst folgte 1656 daher ihrem Glücke; er errichtete zu Königsberg einen Vertrag mit den Schweden, erkannte sich für einen Lehnträger dieser Krone und versprach, ihr wegen Preußens zu huldigen, mit dem Bedingnisse: daß das Bisthum Ermeland für ihn sekularisirt werden sollte. Aber dieser Vertrag wurde hernach zu Bibou dahin abgeändert, daß Brandenburg die völlige uneingeschränkte Herrschaft über Preußen erhielt.

Im Jahre 1657 verließ Friedrich Wilhelm die Parthei der Schweden wieder, und unterzeichnete einen Friedenstractat mit Pohlen, welches die Unabhängigkeit Preußens erkannte, und ihm für Schadloshaltung wegen Ermeland die Aemter Lauenburg und Bütow abtrat.

Es würde zu weitläuftig seyn, alles hier anzuführen, wodurch Preußens Staat so ansehnlich vergrößert wurde, und ist hinreichend zu bemerken, daß solches unter Regierung Friedrich Wilhelms geschehen ist, um die Wahrheit der Lehninischen Vorhersagung zu bestätigen.

Schon öftrer und seit langer Zeit war er mit Gichtschmerzen befallen gewesen, und diese Krankheit artete endlich in eine Wassersucht aus: diese nahm zu, und er sah dem Tode mit bewundernswerther Standhaftigkeit entgegen. Sein Ende war eben so ruhmwürdig, als seine Thaten gewesen waren. Zween Tage vor seinem Tode ließ er seine Räthe zusammen kommen. Nach gehaltener Berathschlagung, wobei er alles

mit völliger Freiheit des Geistes und gesunder Beurtheilungskraft entschied, dankte er ihnen wegen ihrer treuen, ihm geleisteten Dienste, und vermahnte sie, seinem Sohne mit gleichem Eifer zu dienen. Hiernach stellte er dem Churprinzen die Pflichten eines guten Fürsten vor; sonderlich drang er auf die Liebe zu den Unterthanen und auf die Erhaltung derselben. Er bereitete sich völlig zum Tode, und starb zu Potsdam 1688 mit der heldenmüthigen Gleichgültigkeit, von der er in dem Laufe seiner Siege und seines Lebens zu viele Merkmale hatte blicken lassen. Er hatte 68 Jahre gelebt, und besaß in der That alle Eigenschaften, die zu einem großen Manne erfordert werden, und die Vorsicht gab ihm auch die Gelegenheit an die Hand, um sich zeigen zu können. Er wurde der Wiederhersteller, Vermehrer und Beschützer seines Vaterlandes, der Urheber der Brandenburgischen Macht und der Ruhm seines Volkes. Aus allen seinen Handlungen leuchtete sein großer Geist hervor, der unerschöpflich im Erfinden, auch ohne fremde Hülfe seine Entwürfe ausführte. Kurz, Friedrich Wilhelm war in allem, was er unternahm, jederzeit gleich groß; sein Leben ist ein Lobspruch, und mit Recht wurde er schon so lange vorher in der Prophezeihung groß genannt, denn daß er dieses war, hat er im Leben so wie bei seinem Sterben bewiesen.

Die 74te Strophe:

„Des Herrschers Stärke ist des Volkes Si-
„cherheit.“

Friedrich III. war der zweite Prinz, den der große Churfürst Friedrich Wilhelm mit seiner ersten Gemahlin zeugte, und 1657 gebohren. Nachdem sein älterer Bruder Karl Aemil 1674 mit Tode abgieng, bekam dieser die Erbfolge des Churfürstenthums Brandenburg sowohl als der damit verknüpften Länder. Im Jahre 1688 gelangte er zur Regierung. Er hatte gute Feldherren und über 20000 Mann geübte Soldaten; er sorgte für das Wohl und für die Sicherheit seiner Unterthanen.

Ludwig XIV. von Frankreich war der Urheber des Krieges, der in diesem Jahre in Deutschland seinen Anfang nahm, und fast der ganze Rheinstrom, ehe noch ein Feldzug zu Ende gieng, kam unter Französische Bothmäßigkeit. Friedrich III. gab sich viele Mühe, das Vaterland zu retten, und suchte seine Mitstände wider Frankreich aufzumuntern. Der Kaiser erklärte den Krieg wider Frankreich, dessen Völker grausame Verheerungen am Rheinstrome, sonderlich in der Pfalz vornahmen, und Friedrich III. gab sogar eine eigne Kriegserklärung wider Ludwig heraus. Man zog die Brandenburger am Unterrheine zusammen, schlug bei Oedingen die Franzosen, und machte sich von Rheinbergen Meister. Der Churfürst kam selbst zu seinem Heere, übernahm die Anführung und rückte vor

Kaiserswerth, das sich ergab, eben so auch Bonn. Er unternahm auch den folgenden Feldzug, und leistete im Jahre 1690 den Verbündeten nachdrückliche Hülfe, indem er Brüssel und Brabant deckte. Er gieng endlich wieder nach Berlin, seine Völker aber stritten wider Frankreich fort bis zum Schlusse des Friedens 1697.

Er stiftete die hohe Schule zu Halle, welche 1694 eingeweiht wurde, und auch in den folgenden Jahren bezeigte er alle mögliche väterliche Sorgfalt für seine Unterthanen. Noch als Churprinz lernte Friedrich von dem großen Churfürsten, seinem Vater, streiten, die Unterthanen schützen und über die Feinde siegen. Als Churfürst gieng er persönlich wider Frankreich zu Felde, und hat überhaupt durch Tapferkeit sich hervorgethan.

Nichts ist gewisser und aus der Geschichte zu beweisen, daß vor der Regierung dieses Fürsten Brandenburg in beständiger Gefahr, in Unsicherheit und Unruhen lebte, und erst wie dieser Churfürst den Thron bestieg, konnten Brandenburgs Bewohner auf Ruhe und Sicherheit rechnen, daher auch in dieser Hinsicht der Lehninische Prophet wahr geredet hat.

Die 75te Strophe:

„Doch nichts kann helfen, wenn die Klug-
„heit schläft."

Alle Geschichtschreiber des Brandenburgischen Hauses nennen Friedrich III. bald den

Weisen, bald den Klugen, bald sogar den Brandenburgischen Salomon. Kann man ihm nun von der einen Seite die Klugheit nicht absprechen, so muß man doch auch eingestehen, daß solche zuweilen, wie der Lehninische Prophet sich ausdrückt, geschlafen habe. Als Beispiel davon kann man unter andern die Begebenheit anführen, da Friedrich III. die Königskrone sich aufsetzte, denn dadurch wurden die Unterthanen für die Zukunft in immerwährende Unruhen versetzt. Viele seiner Räthe suchten ihn davon abzuhalten, weil sie vorher sahen, mit welchen Hindernissen zu kämpfen seyn würde, aber alle Vorstellungen konnten nichts ausrichten, und die Krönung geschah 1701 zu Königsberg in Preußen.

Seine Klugheit schlief in der That, da er diesen Entschluß faßte, denn er hatte durchaus keinen Vortheil davon, als daß seine Eitelkeit dadurch befriedigt wurde, und dem Lande gereichte das Unternehmen offenbar zum Nachtheil, denn die Landeseinkünfte wurden durch königliche Pracht erschöpft und der Staat mit Schulden beschwert, weil die neue Würde zu großen Aufwand erforderte, der außerdem nicht nöthig gewesen wäre. Er starb 1713 an einer auszehrenden Krankheit, und bekam, weil er der erste König von Preußen war, den Namen Friedrich der Erste.

Friedrich Wihelm, zweiter König von Preußen, war im Jahre 1688 zu Berlin gebohren. Seine Mutter brachte ihn 1691 nach Han=

nover; hier wurde er unter den Augen seiner Großeltern, in der Gesellschaft der Kinder des Hannöverschen Churprinzen, Georg Ludwigs, erzogen. Diese Kinder waren Georg August und Sophia Dorothea. Gegen Letztre ward schon damals der Grund einer besondern Zuneigung gelegt, welche nachmals die Vermählung nach sich zog. Aber mit dem Ersten hatte er unaufhörliche Streitigkeiten. Hierüber drückt sich Friedrich Wilhelms Sohn und großer Nachfolger in den Merkwürdigkeiten zur Erläuterung der Brandenburgischen Geschichte, S. 97, so aus: „Obgleich Friedrich Wilhelm und Georg „der Andre fast mit einander erzogen, und ob „sie gleich Schwäger mit einander waren, so „konnten sie sich doch nicht gut mit einander „vertragen. Der König von England nannte „den von Preußen: Mein Bruder, der „Sergeant, und Friedrich Wilhelm nannte „den König Georgen: Mein Bruder, der „Komödiant ꝛc.“

Auf die Regierung Friedrich Wilhelms bezieht sich die folgende Strophe der Lehninischen Weissagung, und wollen wir bald hören, in wie ferne sie passend zu erklären ist.

Die 76te Strophe:

„Der, welcher folgt, geht nicht auf seines „Vaters Wegen.“

Da Friedrich Wilhelm den Thron bestieg, war das westliche und südliche Europa

wegen der Spanischen Erbfolgsangelegenheiten, und das nördliche Europa und Osten wegen anderer Ursachen, in blutige Kriege verwickelt. Man war voll Erwartung, als Friedrich Wilhelm den Thron bestieg, was er in Absicht dieses Krieges für Maaßregeln nehmen würde, doch der Friede zwischen Frankreich, Spanien, England, Holland und den meisten Fürsten Deutschlands kam sehr bald zu Utrecht zu Stande, da denn der König von nun an alle seine Aufmerksamkeit auf die innere Verfassung des Staats richtete, und sich bemühte, die Finanzen, die Polizei, die Justiz und das Militairwesen wieder in Ordnung zu bringen, denn alle diese Theile waren unter der vorhergehenden Regierung vernachlässigt worden. Aller unnützer Aufwand wurde eingestellt, so z. B. behielt er nur so viel Personen als zu seiner Würde nöthig und dem Staate nützlich waren, und von hundert Kammerherren, die sein Vater hatte, blieben nur zwölfe. Ueberhaupt war er ein Feind der Pracht und des leeren Gepränges der königlichen Würde. Eben so wenigen Glanz zeigte er an seiner Tafel und in der Wirthschaft seines Hauses. Er saß nicht lange bei Tische, der mit mehr schmackhaft und gesunden als kostbaren Speisen besetzt war. Abends speis'te er selten und wenig. Um die letzten Tagesstunden versammelten sich die Mannspersonen in seinem Zimmer, die er vorzüglich wohl leiden konnte. Hier wurde dann in Abwesenheit der Bedienten Taback gerauchet und mit aller Offenherzigkeit die angenehmsten

Gespräche gehalten; kurz, in keinem Punkte befolgte er die Lebensweise seines Vaters.

Die 77te Strophe:

„Betet, Brüder! und ihr, Mütter! weinet,
„so viel ihr kennt."

Beispiele hatten Friedrich Wilhelm gelehrt, wie gefährlich es sey, wenn ein Fürst sich nicht gehörig vertheidigen kann, und daß solcher nicht weiter respektirt werde, als er sich durch seine Macht in Ansehen gesetzt hat. Er wollte seine Unterthanen wider die Beunruhigungen seiner Nachbarn recht wirksam schützen, und daher wurde die Armee bedeutend vermehrt. Der König theilte das Land in kleine Bezirke ein, und wieß jeder Compagnie den sogenannten Canton an, aus welchem sie ihre nöthigen Innländer nehmen sollte. Das Heer wurde beständig in Waffen geübt, und befand sich in Friedenszeiten in der vollkommensten Bereitschaft, augenblicklich jeden Feldzug antreten zu können. Alle diese Anstalten verschafften dem Könige Ehrfurcht, und schon im ersten Jahre seiner Regierung stieg die Armee bis auf 50,000 Mann; das war aber auch die Ursache, weshalb in oben gedachter Strophe die Brüder ermahnt werden, zu beten, und die Mütter, der Thränen nicht zu schonen. Es waren viele Menschen vonnöthen, und die meisten ohne Hoffnung, wieder loszukommen, wenn sie nicht erst Krüppel geworden. So verloren also die Brüder ihre Brüder, ohne selbst

sicher zu seyn, und den Müttern wurden ihre zärtlichst geliebten Kinder entrissen, und beide hatten Ursache, den Himmel um Beistand in ihrer Noth anzuflehen.

Die 78te Strophe:

„In diesem trügt der Name von einer fro-
„hen (friedlichen) Regierung."

Friedrich heißt nach dem Wortverstande so viel als Friedereich, und in der That war der König nicht so friedreich, als sein Name sagte. Kaum hatte er, nach seiner Thronbesteigung, durch den Utrechter Frieden sich aus dem Spanischen Erbfolgskriege herausgezogen, so fielen auch mancherlei Zwistigkeiten vor. In die nordischen Unruhen wollte er sich anfänglich nicht mengen, aber das Unglück, welches der General Steinbock bei Tönningen litt, da er genöthigt wurde, sich mit 12000 Mann Schweden an die Moskowiter und Sachsen gefangen zu geben, brachte den Herzog, Administrator von Holstein, und den General Wolling, Gouverneur von Pommern, auf die Gedanken, dem Könige Friedrich Wilhelm Schwedisch Pommern in Sequestration einzuräumen. Er bezeigte sich dazu sehr bereitwillig, und 20,000 Preußen rückten sogleich an die Pommerschen Grenzen, aber der Gouverneur von Stettin weigerte sich zu gehorchen, als aber die Feinde anfiengen Stettin zu bombardiren, da übergab man den Ort in Preussische Hände.

Schnell kam der König von Schweden aus dem Innersten von Bessarabien nach Pommern zurück, als man ihn am wenigsten vermuthete. Aus der Insel Usedom wurden die Preußen vertrieben und 500 Mann zu Gefangenen gemacht, und nun erfolgte die Preußische Kriegserklärung. Stralsund wurde belagert, Usedom eingenommen und mit genauer Noth entkam der Schwedische König Karl XII. in einem Kahne.

Alle kriegerische Begebenheiten und Zwistigkeiten, die in der Folge vorfielen, hier zu erzählen, würde zu weitläufig und dem Zwecke dieser Blätter entgegen seyn. Das einzige soll noch bemerkt werden, daß auf der Reise, die Friedrich Wilhelm im Jahre 1730 mit dem Kronprinzen über Leipzig, Nürnberg ꝛc. zu dem Herzoge von Würtemberg machte, und von da über Manheim, Darmstadt, Mainz und Wesel, daß, sage ich, Mißhelligkeiten zwischen Vater und Sohn ausbrachen, weil der Kronprinz sich heimlich entfernt hatte und über Holland nach England sich begeben wollte. Dieser Vorfall kostete nicht nur Herrn von Kath, der es mit dem Kronprinzen gehalten hatte, das Leben, sondern der Kronprinz blieb in Küstrin als Staatsgefangener auf der Festung, bis endlich im Jahre 1731 die Aussöhnung erfolgte, ja der Vater wollte sogar seinen eignen Sohn hinrichten lassen, und nur der Fürsprache des Kaisers Karl VI. hatte er seine Rettung zu verdanken. Genug, Friedrich Wilhelm zeigte während seiner ganzen Regierung durchaus nichts Friedelieben-

des, und so träfe es also wohl zu, was der Prophet in Betreff des Namens gesagt hat.

Die 79te Strophe:

„Es bleibt euch nichts, zieht also fort, ihr
„alten Einwohner."

Eine der merkwürdigsten Verordnungen während der Regierung dieses Königs war ohnstreitig die vom 20ten Febr. 1720, darinne nicht nur die früher denen in die Preußischen Lande geflüchteten Franzosen ertheilte Freiheiten bestätigt wurden, sondern er dehnte sie auch auf diejenigen aus, die sich noch künftig aus Frankreich in seinen Staaten niederlassen würden. Er befahl sogar, daß es mit allen andern Geflüchteten auf gleichen Fuß gehalten werden sollte, wenn sie mit den Franzosen einen Körper ausmachen wollten; sie möchten aus der Schweiz oder aus der Pfalz, oder aus irgend einem andern Lande ankommen. Durch die außerordentliche Menge der aus andern Ländern angekommenen Flüchtlinge entstanden neue Kolonien, neue Dörfer, neue Anbauungen von allerlei Art, und den alten Landesbewohnern wurde bald hier bald da, bald von ihren Ländereien, bald von ihren Holzungen und Grundstücken etwas abgenommen, um es den Fremden zuzutheilen. Auf solche Art ist leicht zu erklären, daß selbst die alten Landesbewohner bedeutenden Nachtheil hatten, und daß auch in dieser Strophe Wahrheit enthalten war.

Die 80te Strophe:

„Von außen und innen gequält, wird er
„endlich des Todes Beute.“

Im Jahre 1734, da Friedrich Wilhelm seinen Truppen, die er dem Kaiser wider Frankreich geschickt hatte, nach dem Rhein ebenfalls folgte, hatten die Beschwerlichkeiten der Reise seine Gesundheit in Unordnung gebracht, und er bekam einen Anfall von Wassersucht, so daß er am 14ten Sept. sehr schwach zu Potsdam anlangte, und er befand sich in äußerster Lebensgefahr. Diesmal wurde er durch Sorgfalt der Aerzte wieder hergestellt, man sagt jedoch, daß seit dieser Zeit er blos durch die Kunst der Aerzte gelebt habe. Er war äußerst elend, Oberleib und die Glieder waren mager, der Unterleib aber bis an die Brust sehr dick und stark ausgedehnt, und hatte, besonders in der Zeit, viele körperliche Leiden zu ertragen. Es war am 31ten Mai, nachdem er einige Tage zuvor seinen letzten Willen hatte aufsetzen lassen, da er zu einem seiner Minister sagte: Heute sterbe ich, bleibt bei mir, ich will meinem Sohne die Regierung übergeben, und Nachmittags starb er auch im 52sten Jahre seines Alters.

Friedrich II., König in Preußen, war der dritte Sohn Friedrich Wilhelms. Seine zween ältern Brüder starben jung, noch ehe dieser im Jahre 1712 gebohren wurde. Die erste Erziehung erhielt er von einer Französin, durch welche er besonders Geschmack an allem bekam,

was Französisch war. Da sein Vater sehr kriegerisch war, so wurde auch er von Jugend auf zum Soldatenwesen angeführt, und konnte nur wenige Stunden den Wissenschaften und der Musik widmen. 1717, also schon im 5ten Jahre seines Alters, machte ihn sein Vater zum Kapitain des Kadettencorps, darauf zum Kapitain bei den potsdamschen großen Grenadiers, und endlich gab er ihm ein eignes Regiment Kavallerie. Er mußte überall den Revüen und Musterungen mit beiwohnen, auch wohl selbst mit exerciren. Der Vater ließ ihn nicht reisen, um weder der Kasse noch seinen Grundsätzen zu schaden; jedoch nahm er ihn selbst mit nach Mühlberg ins Pohlnische Lager, nach Leipzig, Bamberg, Nürnberg, Augsburg, Manheim, Frankfurt und den Rhein hinab bis Wesel.

Nun regte sich in ihm der Wunsch, auch fremde Länder zu besehen, und er traf mit einigen Vertrauten (die deshalb hernach unglücklich wurden) Anstalten, heimlich davon zu gehen. Dies Vorhaben ward entdeckt, und der Prinz nach der Festung Küstrin verwiesen, wo er seine Zeit auf Bildung des Geistes verwandte. Da ihn endlich der Vater, auf Fürsprache des Kaisers und andrer Fürsten, aus dem Arrest befreite, mußte er auf dessen Befehl sich mit der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählen, und bekam die Grafschaft Ruppin zu seinem Wohnsitz, den er aber bald nachher nach Rheinsberg verlegte. Hier bildete er sich zu der Größe, die ihn unvergeßlich macht. Bald darauf, 1734,

gieng er mit seinem Vater zur Reichsarmee an den Rhein, wobei 10000 Mann Preußen unter Prinz Eugen von Savoyen, wegen der Pohlnischen Thron- und Kronwahl, wider die Franzosen fochten. Hier blieb er auch noch nach der Abreise seines Vaters, welcher kränkelte, bis zum Schlusse des Feldzuges. Als er nachher nach Potsdam kam, fand er seinen Vater sehr krank. Von hier erhob er sich nach Stettin, die dortigen Festungswerke zu besichtigen, und dann kehrte er nach Rheinsberg zurück, um ganz den Musen zu leben. Musik und Dichtkunst, Staatskunde, Politik und Kriegswissenschaft waren nun sein Geschäft, das er mit Eifer betrieb. Abends war jedesmal Concert in seinem Zimmer, wo er die Flöte bließ, die sein Lieblings-Instrument war. Von hier aus wurde er auch mit Voltaire, Rollin, Maupertuis und andern Gelehrten bekannt, selbst gelehrt, selbst Dichter, Philosoph und Geschichtschreiber, wie hiervon Zeugen sind der Anti-Machiavell, die Preußische Geschichte und Nachrichten zur Geschichte des Hauses Brandenburg, Merkwürdigkeiten zur Erläuterung der Brandenburgischen Geschichte, philosophische Anmerkungen über Sitten und Gebräuche, über Religion, Bekehrung und Reformation der Mark Brandenburg, verschiedene Briefe und andre Werke, die nach seinem Tode gefundenen Manuscripte und mehrere Schriften, wodurch er sich berühmt gemacht hat.

Die 8te Strophe:

„Der Jüngling tobt beim Weh der großen
„Wöchnerin."

Friedrich II. ward einst von seinem Vater gefragt, was er nach seinem, des Vaters Tode, mit den großen Soldaten machen würde? Die Antwort des Prinzen war: was Sie Herr Vater! mit meinen Kanarienvögeln gemacht haben. Wie Sie meinen Vögeln Thor und Fenster aufgemacht und sie haben fliegen lassen, so werde ich den großen Leuten Thor und Thüre aufsperren, und sie, wohin sie wollen, gehen lassen. Das that er denn auch, denn gleich nach seiner Thronbesteigung ließ er die großen Potsdamer Grenadiers auseinander gehen, und gab ihnen frei, hinzuziehen wohin es ihnen beliebte. Statt dieser aber errichtete er das schöne Garderegiment zu Fuß und einige Compagnien Garde dü Corps zu Pferde.

Kaiser Karl VI. starb, und kaum erschallte die Nachricht davon in Berlin, so wurden auch die schon angefangenen Kriegsrüstungen verdoppelt. Niemand wußte die Absicht hiervon. Man muthmaßte zwar, es ziele auf die Jülichschen und Bergischen Lande, aber der Ausgang zeigte den Ungrund dieser Vermuthung an. Preußen machte auf verschiedene Schlesische Fürstenthümer noch Ansprüche, und jetzt, da der Tochter Karls VI., Marien Theresien, von mehrern Seiten, von Baiern und Sachsen her, die Oesterreichische Verlassenschaft streitig gemacht wurde, er-

neuerte Friedrich II. diese Ansprüche auf Schlesien, der pragmatischen Sanktion ungeachtet, für welche Frankreich, England, Holland, Sardinien, Sachsen und das Deutsche Reich die Gewehr geleistet hatten. Der verstorbene König Friedrich Wilhelm selbst, wie im ersten Bande der hinterlassenen Werke Friedrichs, S. 98 gesagt wird, hatte sie verbürget, unter der Bedingung, daß der Wiener Hof ihm das Erbrecht auf Jülich und Berg versicherte.

Im November erhielten schon verschiedene Regimenter Ordre, eiligst aufzubrechen, und die am nächsten an und gegen Schlesien standen, mußten sich stündlich marschfertig halten.

Der König schickte den Oberhofmarschall, Grafen von Gotter, nach Wien, um folgenden Antrag zu machen: 1) „Ich, König von Preussen, bin bereit, mit aller meiner Macht die „Staaten zu beschützen, welche das Haus Oesterreich in Deutschland besitzt, wider jedweden, „der solche in Anspruch nehmen will. 2) Ich „will zu dem Ende mit dem Wiener Hofe, mit „dem Russischen und mit den Seemächten in „eine genaue Allianz treten. 3) Ich will all „mein Vermögen und Ansehen anwenden, den „Herzog von Lothringen zur kaiserlichen Würde „zu erheben, und seine Wahl wider jedweden „kräftig unterstützen, und ich könnte fast sogar „sagen, daß ich das sichre Vertrauen habe, sol„ches gewiß ins Werk richten zu helfen. 4) So „will ich auch ferner, um den Hof, wo ihr euch „befindet, in guten Stand und gute Gegenwehr

„zu setzen, demselben 2 Millionen baares Geld
„vorschießen. Ihr sehet aber wohl, daß für
„solche ansehnliche Dienste, als diese sind, zu
„welchen ich mich, unter eben angeführten höchst
„beschwerlichen Bedingungen, anheischig mache,
„man mir nothwendig eine gleichmäßige Vergeltung und genugsame Sicherheit zur Schadloshaltung aller Gefahr, der ich mich dabei
„aussetze, und für die Ausführung dieses Unternehmens, so ich willig auf mich nehme, dabei bewilligen müßte. Es ist mit einem Worte
„die völlige und gänzliche Abtretung des ganzen
„Schlesiens, welches ich sogleich verlange, zum
„Preise und zur Belohnung meiner Mühe und
„der Gefahr, welcher ich mich bei dem Verlaufe
„dieser Sache unterziehe, die ich zur Erhaltung
„und zum Ruhme des Oesterreichischen Hauses
„unternehme."

Nun gieng alles vorwärts, der Graf von Gotter nach Wien und die Preußischen Truppen nach Schlesien, wo diese im December, und zwar eher einrückten, als der Graf von Gotter zu Wien als Gesandter ankam. Oesterreich hatte damals nur 3000 Mann in Schlesien, wie in den hinterlassenen Werken Friedrichs gesagt wird.

Der Preußen erste Unternehmung war die Bloquade von Großglogau. Von hier marschirten sie in starken Märschen grade auf das Herz des Landes, auf die Hauptstadt Breslau zu, die sich auch unter gewissen Bedingungen ohne Schwerdtstreich unterwarf, und der König hielt

da seinen Einzug. Indessen verübten die Preussischen Truppen noch keine Feindseligkeiten, weil der König erst die Antwort des Wiener Hofes abwarten wollte. Diese aber war abschlägig, und Maria Theresia wollte von keiner Abtretung, von keinem Vergleiche etwas hören.

Friedrich ward hierdurch aufgebracht, änderte den friedfertigen in einen feindlichen Ton, nahm mitten im Winter ganz Schlesien, bis auf ein Paar Festungen und einen kleinen Winkel Oberschlesiens, ohne Widerstand ein. Er verstärkte seine Armee in Schlesien bis auf 60,000 Mann, ließ Großglogau durch den Fürsten von Dessau mit stürmender Hand nehmen und erfocht bei Mollwitz den ersten wichtigen Sieg in einer blutigen Schlacht. Hierauf zerschlugen sich alle Friedensunterhandlungen, und der König verband sich mit Frankreich, Baiern, Pfalz und Sachsen näher.

Die Franzosen drangen endlich in Baiern, Böhmen und Oesterreich ein, und nun erklärte Maria Theresia sich zur Abtretung einiger Fürstenthümer Schlesiens; der König aber verlangte jetzt auch Ersetzung der Kriegskosten. Bei Verweigerung derselben gieng der Krieg seinen Gang, und der König ließ sich, nach völliger Besitznehmung von Breslau und Eroberung von Brieg und Neiße, 1741 in Schlesien huldigen. Darauf ward die Grafschaft Glatz erobert, Mähren bis Brünn besetzt, und man wollte auf Wien losgehen; da aber die Sächsischen und Französischen Truppen die Preußen verließen, um Prag

und Böhmen zu erobern, so mußte der König zurückweichen. Aber im Frühjahr 1742 kam er auch nach Böhmen, und siegte über den Prinzen Karl von Lothringen in einer blutigen Schlacht.

Der König konnte den Franzosen nicht trauen, und darum ließ er, unter Englands Vermittlung, sich zu einem besondern Frieden mit Maria Theresia an; dieser Friede wurde vorläufig zu Breslau anfangs, und dann völlig zu Berlin 1742 geschlossen. Dem Könige ward ganz Schlesien, einen kleinen Theil in Oberschlesien ausgenommen, und die Grafschaft Glatz völlig abgetreten. Sachsen trat diesem Frieden bei, und Oesterreich bekam nun von dieser Seite freie Hände, so daß es seine ganze Macht wider seine übrigen Feinde brauchen konnte.

Bei diesen Erzählungen müssen noch folgende Umstände bemerkt werden, die zur Erläuterung und dem Beweis dienen, daß die Lehninische Weissagung sehr wahr gesprochen hat: 1) Gleich nach seiner Thronbesteigung vermehrte Friedrich II. seine Armee mit 10,000 Mann. 2) Friedrich II. war bei seiner Thronbesteigung zwar so ganz jung nicht mehr, denn er war schon im 29sten Jahre seines Alters, doch aber noch immer im Jünglingsalter. 3) In der Regierung war er noch jung, als er Oesterreich bekriegte, denn es war erst der siebente Monat, daß er den Preußischen Thron bestiegen hatte. 4) Friedrich II. kündigte Marien Theresien den Krieg an, da sie ihre Niederkunft er-

wartete, und Friedrich setzte den Krieg fort, da sie den 13ten März 1741 Joseph II., nachmaligen Kaiser, gebahr. So wäre denn also auch der Ausdruck: große Wöchnerin, leicht zu deuten, den wir in gedachter Strophe gehört haben.

Die 82te Strophe:

„Wer aber bessert des verwirrten Staates
„Sinn?"

Kaum hatte Friedrich II. das Haus Oesterreich mit Krieg angefallen, so wurden die andern Feinde dieses Hauses immer dreuster. Frankreich, das bis dahin die besten Vertröstungen gab, schickte nun an die deutschen vornehmsten Höfe, um sie wider Oesterreich in Harnisch zu bringen. Baiern ließ die bei Lebzeiten Karls VI. gemachten Ansprüche auf Oesterreich, gleich nach dem Tode dieses Monarchen, durch seinen Gesandten am Wiener Hofe wiederholen, und berief sich auf das Testament Ferdinands I., warb stark, legte Magazine an, nahm große Geldsummen auf und bewarb sich um den Beistand Frankreichs. Es nahm die bischöfliche Residenzstadt Passau weg, ehe noch die französischen Truppen den deutschen Boden betreten hatten, und nach geschehener Vereinigung mit den Franzosen brach er in Oesterreich ein; den 11ten Oktober ließ er sich in Linz huldigen, und wollte dann in Niederösterreich einbrechen, gieng aber

doch nach Böhmen und nahm den 26sten Nov. Prag ein.

Um diese Zeit schritt man zu Frankfurt zu einer neuen Kaiserwahl, wobei die Böhmische Wahlstimme diesesmal, und ohne Folge, suspendirt wurde; weil Baiern das sichre Geleit und Sachsen die Quartierbestellung abschlugen. Die Kaiserwahl gieng wirklich vor sich, und der Churfürst von Baiern, Karl Albrecht, ward zum Reichsoberhaupte gewählet, der sich dann Karl VII. nannte und den 12ten Febr. krönen ließ.

Churmainz, Trier und Kölln hielten sich bei dieser Reichsverwirrung im Reiche neutral, da Brandenburg, Sachsen und Baiern unter einander in Streit verwickelt waren. — Friedrich ergänzte gleich nach dem Breslauer Frieden 1742 mit der größten Schnelligkeit seine Regimenter und errichtete noch verschiedene neue; setzte auch alle Kriegsgeräthschaften in eine jeden Augenblick brauchbare Verfassung. Im Jahre 1744 nahm er Ostfriesland, nach seines letzten Fürsten Absterben, nicht ohne Widerspruch von Churbraunschweig-Lüneburg, in Besitz.

Unterdessen war Kaiser Karl VII. durch Marien Theresiens Kriegsglück aufs äusserste gebracht; er war Kaiser und Churfürst, aber ohne Land. Nun fieng der Berliner Hof an mit Frankreich zu negoziren. Der König versprach, unter gewissen Bedingungen die Waffen wieder zu ergreifen, und Frankreich, das sich damals nach einem Alliirten sehnte, verwilligte

Alles, was Friedrich verlangte, um nur Luft zu bekommen.

Man arbeitete zu Frankfurt schon lange in möglichster Heimlichkeit an einem Verein, der auch endlich zwischen den Baierschen, Pfälzischen, Hessenkasselschen und Brandenburgschen Häusern zu Stande kam. Der Inhalt dieses Vereins gieng dahin: 1) die Reichsgesetze und kaiserliche Würde zu handhaben; 2) die Königin von Ungarn zu nöthigen, die kaiserlichen Erblande zu räumen; 3) dem ganzen Reiche die Entscheidung der österreichischen Erbfolge zu verschaffen; 4) sich einander mit allen Kräften beizustehen. Der vornehmste Punkt dieses Vereins aber war, daß sich der König von Preußen verband, ganz Böhmen für den Churfürsten von Baiern zu erobern und diesen in dem Besitz der Böhmischen Krone zu setzen. Dieser Verein wurde andern Höfen mitgetheilt, um ihm beizutreten. Frankreich und Spanien thaten es, aber außer diesen bequemte sich keiner dazu.

Nun wurde durch den Grafen von Dohna, Preußischen Gesandten zu Wien, dem Wiener Hofe eine Anzeige der Ursachen, welcher wegen der König von Preußen dem Kaiser Hülfsvölker zuschicke, mitgetheilt, darinne es hieß: Der König von Preußen habe sich veranlaßt gesehen, mit einigen mächtigen Reichsständen eine, der Königin von Ungarn nicht unbekannte, Union zu schließen. Weil aber keine Hoffnung vorhanden wäre, durch bona officia etwas auszurichten, als könne er, vermöge seiner Pflichten gegen

das Reich und dessen Oberhaupt, nicht umhin, diesem eine Anzahl Truppen als Hülfsvölker zu überlassen. Er wäre ungern zu dieser Extremität geschritten, allein der Wiener Hof und dessen Alliirten trügen daran Schuld, weil von ihnen alle billige Auswege verworfen worden. Er hege keinen andern Grund, als das rechtmäßig erwählte Oberhaupt bei seiner Würde, auch die Stände bei ihren wohlhergebrachten Privilegien und Freiheiten zu erhalten, und die Ruhe des Vaterlands durch einen billigen und dauerhaften Frieden herzustellen. Mit einem Worte, er fordre nichts für sich selbst, sondern er greife blos und lediglich zu den Waffen, um dem Deutschen Reiche die Freiheit, welche Oesterreich auf ewig in Fesseln schlagen wolle, dem Kaiser, der seiner Erblande beraubt, dessen Truppen vom Deutschen Boden verjaget, die oberste Würde, und ganz Europa den Ruhestand wieder zu Wege zu bringen.

Dieses Manifest war dem Publiko noch nicht mitgetheilt, als der größte Theil Preußischer Truppen schon wirklich ins Feld rückte. Der meiste Haufen dieser Völker gieng grades Weges nach Sachsen hin. Als die Armee den Sächsischen Boden betreten hatte, und man den Durchzug nicht mehr zu verwehren vermochte, verlangte man ihn zu Dresden, und obgleich darwider protestirt wurde, so geschah dennoch der Marsch in 3 Kolonnen.

Den 15ten August 1744 betrat die Preussische Avantgarde den Böhmischen Grund, und

den 25ten August zog die ganze Armee in das Lager bei Peterswalde. Den 16ten Sept. eroberte der König Prag, machte 10000 Mann daselbst zu Kriegsgefangenen, und besetzte fast ganz Böhmen, mußte aber gegen Ende des Jahres sich mit Verlust zurückziehen, weil ihm die Zufuhr auf der Elbe unmöglich gemacht war, und Sachsen zu dieser Zeit die Oesterreichische Parthei ergriffen hatte.

Karl VII. starb 1745, und sein Sohn, Maximilian Joseph, schloß mit Maria Theresia Frieden. Nun hatte Oesterreich keinen Feind mehr im Felde, außer dem Könige von Preußen, und mit diesem gieng der Krieg ferner seinen Gang fort, doch die Siege bei Hohenfriedberg, Hennersdorf und Kesselsdorf in diesem Jahre zeigten, daß Friedrich wohl durch Uebermacht zum Zurückziehen genöthigt, aber nicht so leicht überwunden werden konnte. Endlich nach der Schlacht bei Kesselsdorf, unweit Dresden, wurde der Friede zwischen Preußen, Oesterreich und Sachsen hergestellt, wobei jedoch dem Könige von Preußen der Besitz von Schlesien zugesichert wurde.

Friedrich II. setzte Deutschland und den Reichsstaat durch seinen ersten Krieg, den er wegen Schlesien begann, in Verwirrung, und erregte dadurch die Unruhen, die alle Provinzen dieses Staats nachmals ergriffen. Unter dem Titel, in Deutschland Ruhe und Frieden zu verschaffen, trat er 1744 wieder als Helfer für Baiern auf; aber anstatt Ruhe und Frieden zu

bewirken, vermehrte er die Unruhen im Reichsstaate und verwirrte ihn noch weiter, und so kann in gedachter Strophe mit Recht gefragt werden: wer des verwirrten Staates Sinn verbeßre? —

Die 83te Strophe:

„Er greift zur Fahne, doch das Schicksal
„ist grausam."

Nach dem Dresdner Frieden genoß der König beinahe eilf Jahre Ruhe, und suchte in dieser Zeit den innern Wohlstand seiner Staaten zu gründen. Dennoch blieb er immer zum Streite gerüstet, und machte sein Heer immer zahlreicher und furchtbarer. Nachdem er sich im besten Vertheidigungsstand gesetzt hatte, schloß er 1756 mit Großbritanien ein Bündniß. Nun rüstete man sich zum Kriege, zu einem traurigen Kriege, der die tiefe Ruhe des Vaterlands aufs neue unterbrach, und 7 Jahre lang dauerte. Friedrich rückte den 29ten August in Sachsen ein, und machte dadurch den Anfang zu dem merkwürdigen Kriege.

Die Klagen der Sächsischen und Oesterreichischen Gesandten setzten den ganzen Reichstag in Bewegung, und auch außer Deutschland war der Eindruck, den des Preußischen Heeres Einmarsch in Sachsen machte, nicht günstiger für den König: Frankreich erklärte sich sogleich, den angegriffenen Theilen allen möglichen Beistand zu leisten, der Russische Hof machte dieselbe Er-

klärung, und selbst der Schwedische Reichstag faßte den Entschluß, als Garant des Westphälischen Frieden, gegen den König, als den angreifenden Theil, zu agiren. Unterdessen hatte er sich Sachsens bemeistert, nahm selbst die Residenz Dresden ohne Widerstand ein, nöthigte die Armee, bei Pirna zu kapituliren, und drang sodann in Böhmen ein, mußte es jedoch wieder verlassen.

Der Feldzug des Jahres 1757 war einer der blutigsten, und zugleich für Preußen der gefährlichste im ganzen Kriege. Der Kaiser drohte mit der Reichsacht, die Franzosen nahmen von dem Herzogthum Kleve Besitz, und die Werbungen im Reiche wurden mit Eifer betrieben. Der König war der Erste im Felde. Seine Armee brach von verschiedenen Seiten in Böhmen ein, und vereinigte sich vor Prag, wo sie den 5ten Mai die Oesterreicher aus ihrem verschanzten Lager herausschlug und völlig zersprengte.

So gewiß man nun glaubte, daß die Einnahme von Prag und die Eroberung des ganzen Königreichs Böhmen die Folge dieses Sieges seyn würde, so schnell schwanden diese Erwartungen durch das Treffen bei Kollin den 18. Junius, in welchem Friedrich II. die Wandelbarkeit des Glückes erfahren mußte. Er ward geschlagen, und diese Schlacht war gleichsam das Signal, auf welches des Königs Feinde von allen Seiten in seine Staaten einbrachen. Der König befand sich in einer bedenklichen Lage. Er mußte Böhmen wieder verlassen, um mit

einem Theile seiner Truppen der Reichsarmee entgegen zu gehen, ließ aber den Prinzen von Bevern zurück, um Schlesien wider den Angriff der Oesterreicher zu decken; dieser aber war zu schwach, und die Oesterreicher, die ihm bei seinem Rückzuge Schritt auf Schritt nachfolgten, schlugen ihn bei Breslau, eroberten diese Stadt und nahmen darauf Schweidnitz ein, dagegen aber auch die Franzosen und Reichsarmee bei Roßbach von dem Könige geschlagen wurden.

Unterdessen wurde fast ganz Schlesien gebrandschatzt, und Haddick, der mit 7000 Mann bis Berlin vorgedrungen war, brandschatzte diese Stadt, und so machten es auch die Schweden mit Vorpommern und der Uckermark. Auch die Franzosen, die Hannover erobert und die Hannöversche Armee geschlagen hatten, konnten ohne Widerstand ins Halberstädtsche und Magdeburgische eindringen. Das alles mußte der König geschehen lassen, weil er nach dem Treffen bei Roßbach wieder nach Schlesien eilte, wo er den 5ten December einen seiner glorreichsten Siege bei Leuthen erfocht, und die Frucht davon war die Wiedereinnahme von Breslau.

Die Franzosen eröfneten den neuen Feldzug mit dem Einfall ins Halberstädtsche, doch in diesem Jahre machte der König theils einige Fortschritte, theils aber auch war ihm das Kriegsglück ungünstig. So z. B. kam es den 25ten August bei Zorndorf zu einer der blutigsten Schlachten in diesem Kriege, und die Preußen verloren über 10,000 Mann. Zwar blieb die

Schlacht unentschieden, da aber die Russen sich bis an die Pohlnischen Grenzen zurückzogen, so waren die Folgen dieser Schlacht für den König Folgen des Sieges, mußte aber dennoch seinen Weg nach Sachsen zu nehmen.

In dem unglücklichen Treffen bei Hochkirchen, das dem Könige viele Leute kostete, verloren die Preußen ihr Lager, ihre Bagage und ihre Artillerie, dennoch war der König am Ende Novembers wieder im Besitze seiner Lande, Preussen und Cleve ausgenommen.

Das folgende 1759ste Jahr war für Preussen ein Unglücksjahr. Die Preußen verloren zwei Schlachten wider die Russen, eine den 23ten Juli bei Kay, und die andre den 12ten August bei Kunersdorf unter des Königs Anordnung, wo er, seiner eignen Angabe nach, 10,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verlor. Die vorher eroberten und fast alle eigne Kanonen fielen dem Feinde in die Hände. Dem Könige, der durchaus siegen wollte, wurden zwei Pferde unter dem Leibe getödtet, er war einer der letzten auf dem Schlachtfelde, gerieth unter die feindliche Kavallerie, und wurde nur noch mit Mühe gerettet.

Der König übernahm 1760 den Oberbefehl der Armee in Sachsen, trat den Marsch nach Schlesien an, mußte aber schnell wieder umkehren, belagerte Dresden, doch vergebens, und eilte nun abermals nach Schlesien, wo er zwar Laudon bei Pfaffendorf schlug, aber dagegen fielen die Russen in Brandenburg ein, wo sie

brandschatzten und große Verwüstung anrichteten.

Auch in dem Feldzuge von 1761 waren die Preußen fast in allen Gegenden, wo sie Krieg führten, unglücklich, und nur im Jahre 1762, grade in dem mißlichsten Zeitpunkte, wo das Glück der Waffen dem Preußischen Staate am meisten zuwider schien, blickte ein Hoffnungsstrahl hervor und zeigte einige Rettungsmittel. Der König hatte von dem Chan der Tartaren eine Gesandtschaft erhalten, die ihm gegen Subsidiengelder 16000 Mann Hülfstruppen anbot. Alle Nachrichten aus Konstantinopel ließen die baldige Abschließung des Schutzbündnisses, das der König bei der Pforte betrieb, hoffen. Die Pforte ließ auch wirklich gegen Ungarn, in der Gegend von Belgrad, eine große Armee zusammen ziehen.

Indem man sich auf diese Art bemühte, den Orient aufzuwiegeln, wurden in England die Angelegenheiten immer verwickelter. An der Spitze der Englischen Staatsverwaltung standen Männer verschiedenes Karakters, Pitt und Bute. Jener wollte mit Spanien Krieg, und dieser nicht. Dieser siegte und jener legte seine Würde nieder. Nun nahm der Kaltsinn, der schon entstanden war, zwischen Preußen und England zu, und Bute, der Minister geworden war, verweigerte die Subsidien, welche die Nation dem Könige bezahlt hatte; er dachte, hierdurch Preußen zu nöthigen, in jede von England vorgeschriebene Friedensbedingung einzuwilligen.

Plötzlich starb die Kaiserin von Rußland, und ihr Tod täuschte alle Staatskünstler Europens. Elisabeth war eine unversöhnliche Gegnerin des Königs, der an ihrem Nachfolger, Peter III., einen erklärten Verehrer hatte. Dieses Todesfalls erste Folge war ein besondrer Frieden, dem bald sogar eine Allianz mit Rußland und auch der Friede mit Schweden folgte. Die Allianz mit Rußland war nur von kurzer Dauer, denn Peters Gemahlin, Katharine, nahm den neuen Kaiser, ihren Gemahl, gefangen, bestieg den Thron, und erklärte sich gegen Preußen, schloß aber bald darauf mit ihm einen neuen Frieden und keine neue Allianz, und zog ihre Völker nach Hause. Diese Begebenheiten erregten aber Mißtrauen im Orient, und die Pforte sowohl als die Tartaren blieben zurück. Indessen war der Tod der Russischen Kaiserin Preußens Glück, denn es behauptete sich nun wieder entweder durch den Beistand oder durch den Abgang der Russischen Macht, die sonst zu seinem Verderben eine der eifrigsten gewesen war.

Die Armee des Königs zog sich nach und nach zu Breslau zusammen; sie belief sich in Schlesien auf 66000 Mann, hierzu kamen noch 20,000 Russen, und also war sie der kaiserlichen Armee, die der Feldmarschall Daun in Schlesien befehlichte, überlegen. Es geschah aber von keiner Seite viel erhebliches, einige Gefechte ausgenommen, und bis zum 8ten October, an welchem der König Schweidnitz wieder, nach langer Belagerung, einbekam, und 9000 Oesterreicher zu

Gefangenen machte. Hiermit endigte sich der Feldzug in Schlesien.

Der König gieng nun nach Sachsen, und es fiel nichts merkwürdiges vor, außer daß den 29ten October die Oesterreicher bei Freiberg geschlagen und ihnen 30 Kanonen abgenommen wurden, an Gefangenen und Todten verloren sie 66 Officiere und 8000 Mann.

Bald nachher schien das Schicksal dem Könige abermals ungünstig zu seyn, denn den 3ten November wurden die Friedenspräliminarien zu Versailles zwischen Frankreich und England unterzeichnet, und die Engländer gaben bei dieser Unterhandlung den Staatsvortheil des Königs gänzlich auf, sie bewilligten sogar, daß die Franzosen im Besitze des Herzogthums Cleve und des Fürstenthums Geldern bleiben sollten. Da nun der König von seinen Bundsgenossen verlassen und der englischen Hülfsgelder beraubt war, so bot er nun auch die Hand zum Frieden, der den 15ten Februar 1763 zu Hubertsburg, zwischen ihm, Oesterreich und Sachsen zu Stande kam.

Preußen hatte durch den Krieg am meisten gelitten, denn Oesterreicher, Franzosen, Russen, Schweden, Kreistruppen, sogar die Würtemberger hatten im Preußischen Lande Verheerungen angerichtet, und von dem Staate selbst war ein Aufwand von 125 Millionen Thalern zur Unterhaltung der Armee gemacht worden. So endigte sich dieser Krieg, in welchem der König oft mit sehr harten Schicksalen zu kämpfen hatte, dennoch war er glücklich genug, daß er, ohnge-

achtet er so viele Mächte gegen sich hatte, doch keine seiner Besitzungen verloren hatte.

Im Jahre 1772 theilten Preußen, Rußland und Oesterreich einen ziemlich großen Strich von Pohlen unter sich. Preußen erhielt den Besitz von Westpreußen, zwar ohne Schwerdtstreich, nicht aber ohne nothwendige Truppenvermehrung.

Zu Ende des Jahres 1777 starb der Churfürst in Baiern, Joseph Maximilian, und sogleich nahm Oesterreich von einem großen Theile Baierscher Lande Besitz. Hierdurch ward der König aufgefordert, die Waffen 1778 nochmals wider Oesterreich zu ergreifen. Es ward aber kein blutiger Krieg, und endigte sich schon im folgenden Jahre den 13ten May durch den Frieden zu Teschen, in welchem das Land jenseits des Inns an Oesterreich abgetreten wurde.

Um die Leser auf die Wahrheit der Weissagung aufmerksam zu machen, darf man folgende Stelle anführen, die das Geständniß Friedrichs II. aus seinem Buche, Friedrich im Elysium genannt, sehr deutlich enthält, wenn er sagt: „Der Krieg währte sieben lange Jahre; „ich wurde sehr oft von einem widrigen Schicksale gedrängt und in die Enge getrieben, einigemale ganz auf das Aeußerste gebracht, so „daß ich mich nur durch äußerst gewagte Unternehmungen retten konnte. Unerwartete Ereignisse, Versehen und Fehler meiner Feinde „rissen mich einigemale aus der größten Verlegenheit, und brachten meine Sachen wieder in „einen glücklichen Gang. Der Tod der Kaiserin

„von Rußland, der Beitritt ihres Nachfolgers „auf meine Seite, verschafften mir endlich einen „rühmlichen Frieden zu Hubertsburg.“

Die 84te Strophe:

„Er schützt die Klöster vor dem südlischen
„Bedrängniß.“

Gleich nach dem Tode der großen Maria Theresia fing Oesterreich 1781 an, wider die Klöster und Klostergeistlichkeit allerlei beschwerende Verordnungen zu machen, auch bald hier und bald da die Klöster selbst, mit Zerstreuung der Ordensleute, aufzuheben, ihre Güter einzuziehen, und sie samt ihren Kirchen zu andern Nutzungen zu bestimmen, so daß nach vielen schriftlichen Unterhandlungen, die fruchtlos vorgenommen waren, Pabst Pius VI. endlich genöthigt wurde, die mühsame Reise von Rom nach Wien 1782 anzutreten, um sich mündlich mit Kaiser Joseph II. deshalb zu besprechen, und die Klostersachen wieder auf den vorigen Fuß zu bringen. Man versprach sich von dieser Zusammenkunft viel Gutes, aber diese Hoffnung der katholischen Geistlichkeit war vergebens, und Joseph fuhr fort, ohne Rücksicht auf die gemachten Vorstellungen, Klöster einzuziehen und die Klostergeistlichkeit zu beunruhigen. Dieses Unternehmen mißbilligte Friedrich II., und er erließ unter andern eine merkwürdige Kabinetsordre an den Weihbischof zu Breslau in folgenden Worten: „Ich finde für nöthig, der katho-

„lischen Geistlichkeit, besonders den Stiftern und „Klöstern zu deklariren, nehmlich: Sie können „versichert seyn, daß, so lange sie sich wie treue „und redlich gesinnte Unterthanen verhalten, sie „von mir nichts zu befürchten haben. Ich werde „nie etwas ändern, außer was die zu bezahlen„de Contribution sey, in der Art wie das vor„jetzt festgesetzt ist, sonst werde ich nie das min„deste weiter von irgend einem Stifte oder Klo„ster verlangen, noch weniger aber etwas ent„ziehen u. s. w."

Sonach wurde die Lehninische Vorhersage an Friedrich II. auch in dieser Hinsicht erfüllt. Der Mittag, der Süd, das ist Oesterreich, stürmte auf die Klöster los, hob sie auf, zog ihre Güter ein, und vernichtete völlig die Absicht derer, welche die Klöster gestiftet hatten. Der König machte Vorstellungen dagegen, aber vergebens, und daher suchte er sie wenigstens in seinen Staaten zu schützen.

Da Friedrich II. kinderlos war, ward frühzeitig sein Bruder August Wilhelm zum Prinzen von Preußen, das ist: zum Kronprinzen erklärt. Er starb jedoch im Jahre 1758, und hinterließ, nebst andern Kindern, Friedrich Wilhelm, gebohren den 25ten Sept. 1744.

Zu Ende des 1758sten Jahres wurde er von seinem Oheim, Friedrich II., zum Prinzen von Preußen, das heißt: zum Kronprinzen ernannt. Er vermählte sich zuerst 1765 mit einer Prinzessin von Braunschweig, zeugte mit ihr eine Tochter, schied sich aber alsdann von ihr, und

vermählte sich zum zweitenmale mit einer Prinzessin von Hessen Darmstadt, mit welcher er verschiedene Söhne und Töchter zeugte. Als er noch Kronprinz war, ward er von dem Könige, seinem Oheim, nach Rußland geschickt, um dort eine Allianz mit Preußen zu betreiben; er bewerkstelligte aber nichts, und machte dagegen einen entsetzlichen Aufwand und eine unsägliche Summe Schulden, daher er denn auch bei seiner Wiederkunft sechswöchentlichen Arrest bekam.

Die 85te Strophe:

„Der ihm folgt, tritt in die schlimmen Fuß-
„tapfen seiner Ahnen."

Friedrich Wilhelm bestieg den Preußischen Thron 1786, gleich nach dem Tode seines Oheims, dessen angenommenes System der Regierung er in keinem Stücke befolgte. So. z. B. ist bekannt, daß Friedrich II. die Franzosen und die Französische Sprache besonders liebte, dieser dagegen verbot, diese Sprache sowohl am Hofe als in Schriften zu gebrauchen. Er erließ zwar eine Verordnung für das Preußische Kriegswesen, die den Soldatenstand etwas erträglicher machte, aber doch den Gründen seines Oheims grade entgegen stand; kurz, fast in allen Stükken gieng er von dessen System ab, dagegen er den Fußtapfen einiger seiner Vorfahren folgte, deren Regierung eben nicht lobenswürdig war, wie wir bereits bei Gelegenheit ihrer Geschichte gehört haben, und in dieser Hinsicht wäre denn

auch die Prophezeihung überaus passend, besonders auch was seine Liebeshändel betraf, darinne er sogar seinen Ahnherrn, Joachim II., noch weit übertraf.

Die 86te Strophe:

„Er ist wankelmüthig, und das Volk un-
„gläubig."

Den Wankelmuth Friedrich Wilhelms beweisen seine so oft abgeänderten und widerrufenen Verordnungen. So z. B. sollte die Regierung ganz abgeschafft, und den Unterthanen Erleichterung von Abgaben zugestanden werden, aber bald nachher wurden dahin zielende Befehle wieder zurück genommen. Ein Landesgesetzbuch wurde angekündigt, nachher aber dessen Verbindlichkeit auf Jahre hinaus verschoben. Auch in Ansehung Hollands ist des Königs Wankelmuth mehr als zu deutlich geworden. Man war nehmlich in diesem Lande unter sich selbst uneinig, einige nannten sich Patrioten, und entsetzten den Erbstatthalter, Wilhelm V., seiner Aemter und Würden, dagegen andre prinzlich gesinnt waren, und wollten diesen Prinzen beibehalten wissen. Des Prinzen Gemahlin war die Schwester des Königs, der sich ihrer annehmen wollte, und deshalb auch seine Truppen, unter Anführung des Herzogs von Braunschweig, in die Niederländischen Provinzen einrücken ließ; doch der Krieg dauerte nicht lange, und schon 1795 schloß der König zu Basel Frieden mit den Franzosen,

die auf der Patrioten Seite waren, und erkannte Frankreich für eine Republik, ohne auf seinen Schwager, den Prinzen von Oranien, Rücksicht zu nehmen. Was den Unglauben des Volks betrifft, so ist wohl nicht zu leugnen, daß unter Friedrich II. Regierung die Freigeisterei ziemlich stark überhand genommen hatte, wenigstens scheute man sich nicht, die bisher anerkannten theologischen Lehrsätze öffentlich zu bestreiten. Dies veranlaßte den König sogar, ein Edict herauszugeben, die Religionsverfassung in den Preußischen Staaten betreffend, in der Meinung, die bisher anerkannten Lehren der christlichen Religion dadurch aufrecht zu erhalten; und sieht man hieraus wenigstens so viel, daß es nicht so ganz aus der Luft gegriffen sey, wenn in oben gedachtem Verse auch von dem Unglauben des Volks gesprochen wird.

Die 87te Strophe:

„Der, dessen Hülfe er sucht, stand selbst wi-
„der ihn."

Rußland und Oesterreich waren schon zwei Jahre hindurch mit der Ottomannischen Pforte im Kriege verwickelt, und hatten wirklich große Progressen in den Türkischen Staaten gemacht, so daß der Großsultan in Gefahr stand, aus Europa vertrieben zu werden. Friedrich Wilhelm nahm sich der Türken an, und gebot sowohl Rußland als Oesterreich, Frieden zu ma-

chen. Rußland achtete nicht darauf, setzte seine Siege fort; und Kaiser Joseph II. ließ eine Armee in Böhmen zusammen rücken, um sich mit Nachdruck Preußen zu widersetzen. Doch Joseph starb, und ihm folgte Leopold II. in der Regierung; nun wurde zwischen Preußen und Oesterreich zu Reichenbach eine Convention geschlossen, nach welcher die beiden Kriegsheere auseinander giengen, und alles in vorigen Stand gesetzt werden sollte, wie es vor Ausbruch des Krieges gewesen war.

Im Jahre 1791 suchte Preußen Allianz mit Oesterreich wider die Revolution in Frankreich, und das war die Veranlassung zu dem bekannten Pillnitzer Tractat, welcher ein Defensivbündniß zum Grunde hatte. 1792 wurde ein Vertrag wider Frankreich geschlossen, und kraft dessen machte Preußen sich anheischig, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis die Ordnung in Frankreich wieder hergestellt seyn würde. Ein zahlreiches Heer wurde unter Anführung des Herzogs von Braunschweig nach Champagne geschickt, um die dort versammelten Franzosen zu schlagen, aber — schnell erfolgte Waffenstillstand und der Rückzug der Deutschen. —

Zwischen Wurmser, dem Anführer der Kaiserlichen, und dem Herzoge von Braunschweig, dem Anführer der Preußischen Truppen, entstanden Streitigkeiten. Beide wurden abgerufen, und Friedrich Wilhelm kam selbst zur Armee am Rhein, nahm Mainz ein, aber am Ende des Jahres 1794 hatten die Franzosen,

von Landau bis Holland, alle Landschaften am linken Rheinufer erobert.

Preußen und Rußland schickten Truppen nach Pohlen und nahmen ganze Striche Landes weg, doch in der Folge brachten die Pohlen, unter Anführung Kosciuskos, eine große Armee wider Preußen und Rußland zusammen. Preußen forderte Hülfe von Oesterreich, und dieses ließ auch Truppen in Pohlen einrücken, und die sich widersetzten, feindlich behandeln. Hieraus sieht man, daß also sehr richtig gesagt worden ist, wenn es heißt: daß derjenige, dessen Hülfe Preußen gesucht, ihm zuwider gestanden habe.

Die 88te Strophe:

„Er kommt in Wasser um, nachdem er alles
„unter einander gemengt hat."

Von Friedrich Wilhelms Wankelmuth ist bereits gesprochen worden, wie er nehmlich ohne Rücksicht auf Holland mit Frankreich Frieden schloß und für eine Republik anerkannte. Auch schloß er zu Pillnitz eine Allianz mit Oesterreich, demohngeachtet brach er solche und schloß den Frieden ganz einseitig, da ihm denn sehr natürlich auch andre folgten: z. B. Sachsen, Hannover, Hessen und alle Reichsstädte, die diesseits der Weser liegen; alle diese schützte er, zog eine Demarkationslinie, über welche die Franzosen nicht kommen sollten, und besetzte diese mit seinen Truppen. Kurz, aus allem sieht man,

wie Friedrich Wilhelm Hohe und Niedrige, Kaiser und Reich, Deutschland und Holland, durch einander gemenget und einen nicht mehr als den andern geachtet habe.

Seit dem Frieden, den er zu Basel mit Frankreich geschlossen hatte, kränkelte er an der Wassersucht, und diese nahm so überhand, daß er trotz aller Bemühung der Aerzte, am 16ten Nov. 1797 mit Tode abgieng, und das Umkommen in Wasser auf seine Krankheit zu deuten, scheint eine sehr natürliche Erklärung zu seyn.

Friedrich Wilhelm III., ältester Sohn aus der zweiten Ehe seines Vaters, ward den 3ten August 1770 gebohren, und vermählte sich 1793 mit der Tochter des Herzogs von Meklenburg-Strelitz. Sein Regierungsantritt gab allen Preußischen Unterthanen zu neuem Glücke große Hoffnungen, indem er schon durch Thätigkeit, Geist der Ordnung und Menschenliebe sehr gerechte Erwartungen erregt hatte.

Die 89te Strophe:

„Der Sohn wird erhalten, was er nicht er-
„wartet hatte."

Die Demarkationslinie dauerte fort, bis endlich im Jahre 1801 zu Lüneville der Friede zwischen dem Kaiser und Frankreich zu Stande kam. In diesem Friedens-Dokumente hieß es unter andern: „Diejenigen Fürsten, welche Besitzun-„gen auf dem linken Rheinufer verlieren, sollen „auf der rechten Seite, im Schooße des Deut-

„schen Reichs, Entschädigung erhalten.“ Frankreich behielt alle Länder auf der linken Rheinseite, und folglich auch jene, die Preußen auf dieser Seite hatte, dagegen bekam es sehr reichliche Entschädigung, als z. B. die Bisthümer Hildesheim und Paderborn, das Gebiet von Erfurt und Besitzungen in Thüringen, das Eichsfeld, mehrere Abteien, die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen, Goslar und mehrere Districte, kurz, die Entschädigung für Preußen war auffallend größer, als der erlittene Verlust. Hierzu kam noch ganz Hannover für Wesel, Neuchatel und Valangin, was an Frankreich, und für Anspach, was an Baiern war abgetreten worden, so daß dieses mehr war, als der König hatte erwarten können.

Die 90te Strophe:

„Dann aber wird das traurige Volk weinen.“

Das weinende und traurige Volk kann in so ferne die ganze Preußische Monarchie bedeuten, weil überall Klagen und zwar mit Recht gehört wurden, denn im Jahre 1805 war die Theurung beinah bis zum Hungerleiden gestiegen. Ueberall war Fruchtmangel und das Brodkorn im höchsten Preise. Wer im Preußischen Staate etwas entbehren konnte, verkaufte, und zwar gieng solches ins Ausland. Für die königlichen Magazine war nicht gesorgt, sie waren leer, folglich war auch der Mangel allgemein. Hierzu kam noch, daß die ganze Preußische Ar-

mee mobil gemacht wurde, hin und her zog, ohne einen Feind zu haben. Die Unterthanen mußten liefern, und das, was sie nothwendig für sich selbst brauchten, sowohl an Victualien als an Fourage, hergeben. Die Armen insbesondre hatten Ursache zu weinen, denn durch öffentliche Edicte wurde zwar das Betteln bei harter Strafe verboten, und jeder Arme an seine Gemeine gewiesen, aber diese waren selbst im äußersten Druck und konnten Nothleidende nicht gehörig unterstützen. In den aufgehobenen Klöstern bekamen sie nichts mehr, und kurz, wo man nur hinblickte sah man nichts als traurige Gesichter und hörte überall die bittersten Klagen. Nimmt man die schrecklichen Kriegsscenen in Betracht, die im October 1806 vorfielen, da die ganze Preussische Monarchie von Franzosen überschwemmt und feindselig behandelt wurde, so sind die Worte der Prophezeihung überaus passend, denn das traurige Volk hatte allerdings Ursache, über seine, durch die Kriegsübel herbei gezogenen Schicksale, zu weinen.

Die 91te Strophe:

„Das bisherige glückliche Geschick scheint sich
„zu wenden."

Von 1797 an, da der Friede zu Campo Formio geschlossen wurde, hatte die Preußische Monarchie so manche glückliche Ereignisse und wurde immer mehr vergrößert, doch das günstige Geschick war nicht von Dauer. Zwar hatte

Preußen das Churfürstenthum Hannover in Besitz genommen, und sich dadurch ansehnlich vergrößert, doch nur auf kurze Zeit, und diese Besitznahme war Preußen, besonders aber einem großen Theil der Unterthanen, äußerst nachtheilig; denn England, über das Preußische Unternehmen erbittert, nahm alle Preußische Schiffe und Waaren in Beschlag, und ließ auch keine Englische, so wie überhaupt ausländische Producte, nach den Preußischen Landen kommen, wodurch denn alles im Preise aufs höchste stieg, so wie auch Schweden und Rußland mit dem Preußischen Betragen äußerst unzufrieden waren. Der von Friedrich Wilhelm mit Frankreich im Jahre 1806 unternommene Krieg war der sicherste Beweis, daß das günstige Geschick eine ganz entgegengesetzte Wendung genommen hatte, wie solches auch in der Prophezeihung gesagt ist.

Die 92te Strophe:

„Der Fürst weiß nicht, daß eine neue Macht
„heranwächst.“

Kaum sollte man glauben, daß das Heranwachsen, das Emporkommen einer neuen Macht dem Preußischen Regenten und seiner Regierung unbekannt bleiben konnte, und doch war dieses offenbar der Fall, da in Frankreich die Monarchie umgestürzt, und Napoleon Bonaparte zum Kaiser der Franzosen erhoben wurde, wie ganz deutlich aus Preußens Benehmen hervorleuchtet und wir sogleich beweisen wollen.

Wenn die neuern Geschichtschreiber zum Lobe des Preußischen Hofes das Nichtwissen der heranwachsenden Französischen Macht damit entschuldigen wollen, daß Preußen sich nicht in die Angelegenheiten fremder Staaten habe mischen wollen, so ist dieses ein Beweis der Partheilichkeit, davon leider sehr oft auch die besten Schriftsteller nicht frei zu sprechen sind.

Als 1803 die Entschädigung der Deutschen Reichsfürsten beschlossen wurde und vollkommen zu Stande kam, da war Preußen ganz vorzüglich bedacht und so reichlich entschädigt worden, wie es keinem Deutschen Reichsstande wiederfahren war. Zu dieser schon früher gemachten Bemerkung muß als Beweis noch hinzugefügt werden, daß Preußens Provinzen jenseit des Rheins, die es verloren hatte, nicht mehr als 47 Quadratmeilen betrugen, eine Entschädigung von 222 Quadratmeilen und über 5 Millionen Einwohner, welches vorzüglich auch durch Frankreichs Vermittlung geschehen war, und daher kam es denn auch wahrscheinlich, daß Preußen so bereitwillig war, als Frankreich Napoleon Bonaparte zum erblichen Kaiser erklärte, ihn sogleich dafür anzuerkennen, ohne die Folgen zu bedenken, die daraus entstehen könnten, und wie auch leider durch den Erfolg bewiesen wurde. Kurz, Preußen war die erste Macht, die auf solche Art Frankreich huldigte, sich nur um seine Vergrößerung bekümmerte, und das, was von Seiten Frankreichs und seines neuen Herrschers gethan wurde, gar nicht zu achten schien.

So groß auch die Entschädigung war, die Preußen für seine verlorne Rheinprovinzen erhalten hatte, so schien es doch damit noch nicht zufrieden zu seyn, sondern richtete sein Augenmerk vorzüglich auf Hannover. Es machte England den Vorschlag, dieses Land zu besetzen, um Frankreich gegen irgend einen Einfall zu hindern, doch England trug Bedenken, Vorschläge dieser Art anzunehmen, weil es besorgte, mit der Räumung von Hannover möchte es in der Folge nicht so schnell als mit der Besetzung gehen, was denn auch ganz bestimmt der Fall gewesen seyn würde. Als nun England den Tractat von Amiens gebrochen und dem Französischen Staate von neuem den Krieg erklärt hatte, hielt sich Frankreich für berechtigt, die Staaten, die dem Könige von England, als Churfürsten von Hannover, in Deutschland gehörten, mit Truppen zu besetzen, und so allen Verkehr zwischen Großbritanien und Hannover zu hindern.

Die Engländer gaben sich Mühe, Oesterreich und Rußland zu bewegen, die Waffen von neuem gegen Frankreich zu ergreifen, und sie erreichten auch ihren Zweck. Napoleon eilte mit bewundernswerther Geschwindigkeit um nach Deutschland zu kommen, er umringte die Oesterreicher bei Ulm, trieb die Russischen Hülfstruppen zurück, gieng nach Wien, und schlug die Oesterreicher und Russen bei Austerlitz am 2ten Dec. 1805, grade an seinem Krönungstage. Dieser Sieg hatte den Frieden mit Oesterreich zur Folge, der zu Preßburg geschlossen

wurde, und dem zufolge Oesterreich sein Tyrol und Schwäbisch und Vorder-Oesterreich einbüßte, welche Länder an Deutsche Reichsfürsten vertheilt wurden, die sich mit Frankreich alliirt hatten, und nun theils höhere Würden, theils die Souveränität in ihren Staaten erhielten.

Preußen ahndete damals noch immer nicht (wie sehr richtig in der Lehninischen Prophezeihung gesagt wird), daß die neue Französische Macht so herangewachsen sey, wie es in der Folge zu seinem Schaden gewahr wurde, es erklärte, sich gar nicht in die Kriegshändel mischen, sondern ganz neutral bleiben zu wollen; als aber Französische Truppen durch das Anspachische giengen, um desto wirksamer gegen die Oesterreicher zu operiren, und auch die Preußische Sorglosigkeit den Sieg der Franzosen über die Oesterreicher zur Folge hatte, da erklärte der König, daß er glaube von jeder bisherigen Verpflichtung, in Hinsicht der Neutralität, frei zu seyn, ließ daher die Russen durch das Preußische Gebiet marschiren und seine Truppen in Sachsen einrücken, nahm auch die gesammten Churbraunschweigschen Lande in Besitz, wie das alles schon früher ist bemerkt worden.

Preußen kündigte zwar Anfangs die Besitznahme von Hannover blos als provisorisch an, doch dieses Vorgeben dauerte nicht lange, denn es erklärte am 27ten Jan. 1806, daß die Churbraunschweigschen Lande als in seinem Besitz übergegangen, und seiner Macht allein unterworfen zu betrachten wären. Der Preuß-

sische Staat schien durch diesen Schritt außerordentlich gewonnen zu haben, denn es beherrschte die Elbe und Weser, und war auf dem Punkte, den Handel Deutschlands von sich abhängig zu machen, als aber die Kriegserklärung von Seiten Englands erfolgte, als Beschlag auf die Preußischen Schiffe gelegt wurde, und die Kaper sehr thätig waren, wodurch der Preußische Handel außerordentliche Nachtheile erleiden mußte, da bemerkte Preußen allererst, wie sehr es sich in seinem politischen Unternehmen geirrt hatte, und ist ein neuer Beweis für die Wahrheit des Lehninischen Ausspruchs, wenn es heißt, daß der Fürst die immer steigende Größe der neuen Macht nicht einmal gehörig gekannt habe.

Der Friede zwischen Frankreich und Rußland, das noch Cattaro besetzt hielt, schien sehr nahe zu seyn, allein Alexander genehmigte den Vertrag nicht, den der Staatsrath von Oubril am 20ten Juli 1806 abgeschlossen hatte. Auch die Unterhandlungen zwischen Großbritanien und Frankreich zerschlugen sich wieder. Wie Napoleon den Rheinbund gestiftet und sich zu dessen Protektor erklärt, auch Franz II. die Kaiserkrone des Deutschen Reichs niedergelegt hatte, sah sich Preußen von Alliirten Frankreichs umringt, und hatte Ursache, manche Besorgnisse zu hegen, so wie es bemerkte, daß die neue Französische Macht von einer Epoche zur andern immer mehr und mehr heranwuchs, es sammelte sich daher in Westphalen, in Sachsen und an den östlichen Grenzen von Franken, und der

Preußische Gesandte von Knobelsdorf verlangte zu Paris: daß die Französischen Truppen, die sich noch in Deutschland befanden, über den Rhein gehen, daß man einen nordischen Fürsten-Verein nicht hindern, daß man Wesel nicht mit Frankreich vereinen, daß endlich der Großherzog von Berg Elten, Essen und Werden herausgeben möchte. Wie nun Preußen auf diese Punkte nicht, wie es gewünscht hatte, Antwort bekam, so ergieng sogleich das Kriegsmanifest, und dieses war abermals ein Beweis, daß man die herangewachsene Französische Macht nicht gehörig kannte, sonst würde man dergleichen Erklärung nie gewagt haben. Denn Preußens Armee betrug kaum 100,000 Mann und konnte nur auf 20 bis 24000 Sachsen rechnen, die Russen aber, von denen noch die kräftigste Hülfe zu hoffen war, standen noch in weiter Ferne, dagegen Napoleons Armee an 200,000 Mann betrug. Das alles mußte wahrscheinlich Preußen unbekannt seyn, sonst würde es bestimmt sich in keinen Krieg eingelassen und einen Angriff gewagt haben.

Napoleon entwickelte seine ganze Heeresmasse gegen die linke Flanke der Preußen, die schon bei den ersten Gefechten, wie eben nicht schwer voraus zu sehen war, mancherlei Unglück hatten; denn am 10ten Octbr. fiel Prinz Louis von Preußen bei Saalfeld, und die Schlachten bei Auerstädt und Jena am 14ten Octbr. entschieden vollkommen Preußens trauriges Schicksal. Die Preußen, schon zuvor umgangen, wur-

den völlig geschlagen, und die Zahl der getödteten und verwundeten Generale war sehr bedeutend.

Die Sieger verfolgten sehr natürlich die Ueberreste der geschlagenen Armee, die sich nach der Elbe zurückgezogen; der König wollte jenseit der Oder neue Truppen aufstellen, und seine Feldherren, besonders der Fürst von Hohenlohe, sollten die zerstreuten Truppen sammeln und sich mit dem Könige zu vereinigen suchen, allein auch dieses wurde vereitelt, und unaufhaltsam drangen die Franzosen vor. Potsdam und Berlin waren bald darauf besetzt, Spandau hatte sich ergeben, und auch diejenigen Truppen, welche die Oder erreichen sollten, mußten kapituliren. Auch Blücher, welcher sich nach Lübeck zog, und dadurch die Plünderung dieser Stadt veranlaßte, mußte sich mit seinem Corps ergeben, dem Könige aber blieb nichts übrig, als sich bis zur Weichsel zurückzuziehen, um sich mit den Russen in Verbindung zu setzen.

Küstrin und Stettin mußten sich ergeben, sogar Magdeburg, obgleich der Gouverneur von Kleist dem Könige die tapferste Gegenwehr versprochen, leider aber nicht gehalten hatte. Nach Uebergabe dieser Hauptfestungen wurden alle Unterhandlungen abgebrochen, und es war an keinen Frieden mehr zu denken.

Napoleon besetzte nun den ganzen Staat bis zur Weichsel. Der Rheinbund, sogar Spanien und Italien, sandten Frankreich Hülfstruppen, und auch Sachsen sah sich genöthigt, sich

gegen Preußen zu bewaffnen, denn es hatte sich an den Rheinbund mit angeschlossen und den Königstitel angenommen. Südpreußen zu erobern war sehr leicht. Dombrowsky in der Nähe, Kosciusko in der Ferne, rief die Pohlen zum Aufstande; es wurden neue Regierungen organisirt und Truppen aufgestellt; und kurz, Preußen wurde nun allererst gewahr, daß es viel zu schwach war, um der herangewachsenen Französischen Macht den nöthigen Widerstand zu leisten.

Am Ende des Jahres 1806 fielen bei Ostrolenka und Pultusk Schlachten vor, die, wenn sie auch nichts entschieden, doch dazu veranlaßten, daß die Französische Armee sich nach Westpreussen und Ostpreußen wandte und Danzig und Königsberg bedrohte. So wie es nur die Witterung gestattete, fiel am 9ten Febr. 1807 die Schlacht bei Preußisch Eilau vor, in welcher zwar nichts entschieden wurde, die Preußen und Russen aber sich genöthigt sahen, nur darauf Bedacht zu nehmen, um Königsberg zu decken.

Ein Theil der Französischen Armee war in Schlesien eingedrungen, und hier gieng eine Festung nach der andern verloren, kurz, Preußen war von allen Seiten im Gedränge. Der Hannöverschen Lande hatte der König bereits wieder entsagt, und versucht, mit England freundschaftliche Verhältnisse anzuknüpfen; es suchte nun, besonders mit Hülfe Rußlands, Danzig wieder zu entsetzen, doch auch dieses war vergebens, und Danzig mußte ebenfalls kapituliren.

Jetzt war für Preußen wenig mehr zu hoffen übrig, und am 14ten Juni 1807 kam es bei Friedland zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher die Russen theils zum weichen gebracht, theils geschlagen wurden, und den Tag darauf wurde Königsberg genommen, wo man vergeblich Anstalten, um sich zu vertheidigen, gemacht hatte. In schnellen Märschen drangen die Franzosen immer weiter vor, und Preußen hatte nun fast Alles eingebüßt, Rußland aber sah sich an seinen Grenzen bedroht, daher nichts natürlicher war, als daß beide bisher kriegführende Mächte sich genöthigt sahen, zuerst einen Waffenstillstand und dann den so merkwürdigen Frieden auf dem Flusse Niemen zu Tilsit, am 7ten Julius mit Rußland, und am 9ten Julius mit Preußen zu schließen. Hier sahe man Napoleon, Alexander und Friedrich Wilhelm Hand in Hand gehen, und dem äußern Benehmen nach, schien ein sehr freundschaftliches Verhältniß zwischen diesen Monarchen statt zu finden, wiewohl man auch eben so leicht bemerken konnte, daß das alles nur erzwungen war.

Napoleon gab einen großen Theil seiner gemachten Eroberungen zurück, Preußen aber mußte demohngeachtet vieles abtreten, worüber zu verfügen Napoleon sich vorbehielt, und Preußen verlor 2561 Quadratmeilen und 4334305 Einwohner, ohne gegen 86000 Militärpersonen zu rechnen, es verblieben ihm jedoch nicht mehr, als 2907 Quadratmeilen.

Der Friede war nun freilich hergestellt, aber genossen konnte er nicht werden, denn noch blieben viele Truppen im Lande, und Einquartierungen, Geld, Contributionen und Lieferungen erschöpften den Städter und Landmann, der theils schon durch Plünderung verloren, theils aus Mangel an Zugvieh und Zeit, seinen Acker nicht wie sonst hinreichend bestellt hatte. Die ersten Lebensbedürfnisse waren selten und theuer, fremde Producte hatten sehr hohe Preise und Arme gab es in außerordentlicher Menge. Die Todtenlisten wuchsen an manchen Orten furchtbar an, denn die Folgen des Schreckens und Entbehrens zeigten sich in der zernichteten Organisation, und Mangel und Sorge gestatteten oft keine Wiederherstellung. In den meisten Familien herrschte Traurigkeit, stummer Schmerz oder laute Klage, kurz, die Noth nahm überhand, und obgleich die Französischen Behörden sich Mühe gaben, dem zu drückenden Mangel abzuhelfen, so war dies doch nicht möglich. Endlich, nach abwechselnder Furcht und Hoffnung, kam die Nachricht, daß Prinz Wilhelm von Preußen zu Paris am 7ten Sept. 1808 eine Convention abgeschlossen hatte, welche die baldige Räumung des Landes hoffen ließ. Diese Räumung erfolgte erst, nachdem Napoleon und Alexander vom 29sten Sept. bis zum 18ten Oct. zu Erfurt eine Zusammenkunft gehalten hatten, wobei auch Könige und Fürsten des Rheinbundes mit zugegen waren. Doch theuer genug kam diese Räumung Preußen zu

stehen, denn es mußte sich anheischig machen, im Laufe von 30 Monaten 120 Millionen Franken, monatlich mit 4 Millionen, an Frankreich zu bezahlen. Am 12ten Oct. decretirte Napoleon die Auflösung der großen Armee in Preussen, die, Ostpreußen allein ausgenommen, alle Provinzen des Staats besetzt hatte, deren Einkünfte auch in die Französischen Kassen flossen. Am 3ten Dezember räumten die Französischen Truppen Berlin, doch die Oderfestungen Glogau, Küstrin und Stettin blieben noch von 10000 Franzosen besetzt, die auch vom Lande verpflegt werden mußten und seit dem April 1811 sich auf mehr als 23000 Mann beliefen, deren Verpflegung der Preußischen Regierung, ohne einige außerordentliche Ausgaben, mehr als 250000 Thaler monatlich kostete.

Die fortdauernde Einquartierung und der durch die Stockung der Handlung verursachte Geldmangel, machten den Druck der Zeit höchst fühlbar; denn schon im Tilsitter Frieden war der König der Continentalverbindung gegen England beigetreten, und unterm 11ten Juni 1808 hatte er allen Landesverkehr mit England und Schweden verboten, und dieses Verbot erneuerte und schärfte er am 9ten März 1810, so daß Kolonial- und außereuropäische Producte nur directe aus Amerikanischen Häfen, und außerdem nur aus solchen Ost- und Westindischen Ländern zur See eingeführt werden sollten, mit denen Frankreich in freundschaftlichem Vernehmen und Handelsverkehr stand.

So war also der Zustand Preußens schon an und für sich höchst traurig, als noch dazu kam, daß der schon lange drohende Bruch zwischen Frankreich und Rußland auch das in der Mitte dieser mächtigen Staaten liegende Preussen von neuem auf den Kampfplatz zog. Im Französischen Kabinet war schon die Frage aufgeworfen worden, ob man Preußens National-Existenz fortdauern lassen wolle? als Napoleon am 24sten Febr. 1812 ein Schutzbündniß mit Preußen schloß, dem eine Special-Convention folgte, nach welcher Preußen auf den Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Rußland ein Contingent von 20000 Mann mit 60 Kanonen, doppelter Provision und einem hinlänglichen Fuhrwerk, bis zum 15ten März in Berlin, Breslau und Königsberg, stellen sollte. Eben so ward bestimmt, daß Colberg mit 4000, die Schlesischen Festungen mit 10000 und Graudenz nur mit 3000 Mann besetzt werden, die Commandanten ihre Rapporte und Listen dem französischen Generalstabe einsenden und den ihnen zukommenden Befehlen gehorchen sollten, und daß, mit Ausnahme einiger Ortschaften, die französischen Truppen durch alle Preußischen Provinzen ziehen und sie besetzen könnten. Nach einer andern Special-Convention mußte der König von Preußen versprechen, auf Rechnung der noch rückständigen 60 Millionen Französischer Contribution, an die Französischen Magazine zu liefern: jeden Monat 200,000 Centner Roggen, 24,000 Centner Reis oder 48,000 Centner Hül-

senfrüchte, 2,000,000 Flaschen Branntwein und eben so viel Bier; ferner von Monat zu Monat 400,000 Centner Waizen, 650,000 Centner Heu, 350,000 Centner Stroh, 6,000,000 Scheffel Hafer und 44,000 Ochsen; dann von Monat zu Monat 15,000 Pferde, nicht unter 5 und nicht über 7 Jahr alt, 600,000 Pfund Pulver und 300,000 Pfund Blei; ferner zum Transport der Armee 3600 bespannte Wagen mit Fuhrleuten, endlich Hospitäler für 20,000 Mann mit den dazu nöthigen Gebäuden, Geräthe, Wäsche, Lebensmitteln, Arznei, Aerzten und Aufwärtern. So theuer mußte Preußen seine Nationalexistenz erkaufen, und das kam blos daher, weil es früher sich zu wenig um Frankreich bekümmert und dessen immer mehr zunehmende Macht nicht einmal bemerkt hatte.

Der Druck für Preußen wurde immer empfindlicher, denn ein Heer von 482,000 Mann aus allen Völkern des festen Landes Europens zog nun im Sommer und Herbst mit 80,000 Pferden durch die Preußischen Provinzen nach Rußland, ihm folgte eine Menge Handwerker aller Art, und große Heerden von Ochsen, in Italien, Frankreich und Deutschland aufgekauft, machten den Beschluß. Der Herzog von Reggio rückte mit einem Armee-Corps in Berlin ein und blieb über einen Monat in der Mark. Berlin erhielt einen Französischen Gouverneur, und das 70,000 Mann starke Corps des Herzogs von Abrantes kostete der Provinz Niederschlesien, wo es im Frühlinge stand, jede Wo-

che 200,000 Thaler, und das Corps des Fürsten von Eckmühl der Provinz Westpreußen täglich 27,000 Thaler. Bis zum September nahmen die Französischen und verbündeten Truppen gewaltsam weg: aus Preußen 77,920 Pferde und 13,394 Wagen, und aus 8 Kreisen Ostpreußens 22,772 Ochsen.

Nach dem nicht entscheidenden Treffen bei Smolensk, am 17ten August, zogen sich die Russen nach Moskau zurück, und bezogen 14 Meilen von Moskau, bei dem Dorfe Borodino, ein verschanztes Lager, wo am 7ten Sept. eine der mörderischesten Schlachten begann, in welcher die Franzosen siegten und dann den 14ten Sept. in Moskau einzogen; aber schon in der zweiten Nacht brach, auf Befehl des Russischen Gouverneurs von Moskau, des Grafen Rostopschin, in allen Quartieren der Stadt eine Feuersbrunst aus, wodurch die Stadt in die Asche gelegt wurde, und nur der Kreml wurde erhalten, in welchem Napoleon sich befand. Drei Wochen nachher zogen die Franzosen nach Smolensk zurück, und am 19ten folgte der Kaiser mit Zurücklassung eines zur Zertrümmerung des Kremls bestimmten Corps, welches ebenfalls nach Vollziehung seines Auftrags den Rückzug antrat. Die Russen verwandelten nun ihren bisherigen Vertheidigungskrieg in einen Angriffskrieg, und die Franzosen mußten mit dem Hunger kämpfen, der Menschen und Pferde gleichmäßig aufrieb. Die Kälte nahm plötzlich zu, und, wie bekannt, fanden tausende von Menschen und Pferden ih-

ren Tod. So kamen im elendesten Zustande die Trümmer der großen Armee, etwa 25000 Mann stark, zur Preußischen Gränze.

Um sich einen Begriff von dem ungeheuren Verluste Preußens zu machen, den dieses vom Jahre 1806 bis 1812 durch den Krieg erlitten hatte, muß folgendes bemerkt werden. An Kriegscontribution verlor das Land 120 Millionen Franken, nehmlich 100 Millionen bis zum Tilsiter Frieden und zur Räumung des Landes im Osten der Weichsel, und dann noch 120 Millionen, nachdem 10 Millionen abgelassen waren; für die Festungen bis 1813, 40 Millionen, Kosten und Beschädigungen der Einwohner 346,800,000 Franken; Verlust der Bank, See- und Holzhandelsgesellschaften, Stiftungen ꝛc. 75 Millionen; an Staatseinkünften, welche die Franzosen noch bis zum November 1808 bezogen, 58 Mill.; Lieferungsvorschuß 94,628,574, zusammen 834,428,574 Franken. Rechnet man hierzu den Durchzug der Franzosen, den Schaden an Vorspann, Vieh ꝛc., und die Kriegskosten der Jahre 1812 bis 1815, so kommen über 1200 Millionen heraus. Diese Unglücksfälle, die Preußen wiederfahren sind, findet man in vorhergehender 91ten Strophe wenigstens in so ferne angedeutet, wenn gesagt wird, daß des Glücks Geschick eine andre Wendung nehmen werde, und in dieser 92ten Strophe wird als Ursache davon angegeben, daß der Fürst nicht gewußt habe, daß die neue Macht sich so sehr erhoben, wie ausführlich in vorstehender Auseinandersetzung mehr als zu deutlich

ist erwiesen worden. Es schien nothwendig zu seyn, grade bei dieser Strophe sich mehr als bei den übrigen aufzuhalten, weil einige Gegner der Lehninischen Weissagung auch diesen Vers besonders angegriffen und behauptet haben, es sey in solchem gar kein Verstand zu finden, denn, sagen sie: wenn die neue Macht (nova potentia) auf Frankreich gehen solle, so sey nicht einzusehen, wie man sagen könne, dem Fürsten oder der Regierung wäre das Heranwachsen der Französischen Macht unbekannt geblieben, da Napoleon Bonaparte damals schon so hoch bis zum Kaiser von Frankreich gestiegen war und Preussen ihn auch zuerst als solchen anerkannt hatte. Das ist freilich wahr, aber auch eben so gewiß, daß die Kriegsoperationen, die der Schlacht von Jena vorangiengen, ganz das Ansehen hatten, als wäre Preußen die Stärke der Französischen Armee, so wie die Nähe derselben, gänzlich unbekannt gewesen, denn ohne diese Unbekanntschaft mit Napoleons Macht würde es unbegreiflich seyn, wie die Preuß. Armee so auf allen Punkten umgangen und so schnell vernichtet werden konnte. Haben doch selbst die Preußischen Feldherren bekannt, daß sie die Nähe und Stärke der Französischen Armeen nicht vermuthet hatten, und daß sie von solchen überrascht worden. Kurz, man betrachte diese Kriegsereignisse von welcher Seite man wolle, so wird man finden, daß, um eine so schnelle und gänzliche Niederlage der nicht unbedeutenden Preußischen Armee zu erklären, auch nichts weiter übrig bleibt, als anzunehmen, die

Größe und Stärke Napoleons sey dem Preussischen Hofe und seinen Generalen bis zum Augenblicke unbekannt geblieben, da ihre Armee am 14ten Octbr. zuerst geschlagen, und in folgenden Tagen nach und nach aufgerieben wurde, so daß sämmtliche Preußische Länder in die Hände der combinirten Armeen fielen.

Nur so weit kann die Erklärung der Lehninischen Weissagung gegeben werden, weil die folgenden Verse sich auf den künftigen Regenten beziehen, daher wir auch den Inhalt der übrigen acht Strophen, von 93 bis 100, hier summarisch angeben wollen. Er lautet so:

„Der künftige Regent wird dieses Stammes
letzter Zweig seyn;
„Israel wird des Todes werthe That verüben;
„Deutschland nimmt die Krone zurück, und
der Hirt die Heerde;
„Die erlittenen Uebel vergißt die Mark;
„Sie selbst und kein Fremdling steht ihrem
Volke vor;
„Die Klöster Lehnin und Corin kommen
wieder empor;
„Die Geistlichkeit erhält ihren alten Glanz;
„Und der edle Schaafstall hat keinen Wolf
mehr zu fürchten."

Es würde zu gewagt seyn, von diesen acht Strophen irgend eine Erklärung geben zu wollen,

da, wie bekannt, Weissagungen dieser Art öfters bildlich sind, und man solche wenigstens nicht immer wörtlich annehmen kann. Die Zeit muß lehren, ob und in wie ferne auch diese Prophezeihungen in Erfüllung gehen, daher wir unsern Lesern den Rath ertheilen wollen, bis dahin sich in Geduld zu fassen, und über Enthüllung dieser Vorhersagungen nicht weiter nachzugrübeln. Es ist freilich z. B. schwer zu glauben, daß die Klöster Lehnin und Corin wieder empor kommen werden, und daß die katholische Geistlichkeit ihr ehemaliges Ansehen wieder erlangen solle, aber auf der andern Seite ist auch eben so wenig anzunehmen, daß von dem Inhalte dieser letztern acht Strophen gar nichts in Erfüllung gehen sollte, da man die erstern 92 eben so wahr als natürlich erklären konnte. Die Frage ist nur: was wird unter diesem oder jenem Ausdruck verstanden? und da möchte denn wohl jede Erklärung theils zu gewagt, theils gänzlich unnütze seyn, denn hat man die Wahrheit dieser Prophezeihung selbst da in Zweifel gezogen, als der Erfolg ihre Richtigkeit bewiesen hat, was würde nicht geschehen, wenn man so auffallende Sätze schon im voraus für untrüglich ausgeben wollte.

Anhang,

die Gegner der Lehninischen Weissagung betreffend.

Die Lehninische Weissagung hat von jeher Gegner gefunden, die ihr die Glaubwürdigkeit abgesprochen und zu beweisen sich bemüht haben, daß nichts darinne enthalten sey, was mit der Wahrheit übereinstimme. Ein solches Benehmen ist lächerlich, da derjenige, dem die Brandenburgische Geschichte bekannt ist, leicht finden wird, daß ohne erzwungene Erklärung so vieles, was von politischen Ereignissen in diesen Versen erwähnt wird, in Erfüllung gegangen ist, und in so ferne scheint eine weitläuftige Widerlegung der gemachten Einwürfe unnöthig zu seyn. Unterdessen haben einige der Hauptgegner, besonders die Herren Wehberlin und Abel, doch manches hervorgebracht, wodurch Unkundige der lateinischen Sprache und der Brandenburgischen Geschichte leicht verführt werden können,

das Ganze für ein Fabelwerk neuerer Zeit zu halten, was in Betracht zu nehmen nicht der Mühe lohnen würde, und ihre Gegensätze zu prüfen, scheint daher hier der Ort zu seyn, um wenigstens der Lehninischen Vorhersagung da, wo sie es verdient, die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Die eben genannten Gegner glauben vorzüglich der gedachten Prophezeihung ihren Werth zu benehmen, wenn sie deren Alter bestreiten, und behaupten, der Verfasser habe erst in den letzten Jahren des Churfürsten Friedrich Wilhelms des Großen gelebt und über schon geschehene Begebenheiten gedichtet, folglich von der Vergangenheit sehr richtig urtheilen können.

Angenommen, daß dieses sich wirklich so verhalte, und daß man das hohe Alterthum der Verse ihnen nur angedichtet habe, so frage ich blos: wie konnte im Jahre 1688, in welchem Friedrich Wilhelm der Große verstorben ist, der Verfasser dieser Weissagung wohl sagen, daß Friedrich der erste König den Namen eines Klugen, oder des Preußischen Salomons, in der Geschichte erhalten würde? Wie konnte 1688 der Verfasser auf die Gedanken kommen, daß Friedrich II. mit Oesterreich 1741 zur Zeit, da Maria Theresia mit Joseph II. in Wochen lag und nachher mit dem ganzen Reiche in Krieg gerathen würde? Endlich, da Oesterreich die Klöster aufhob, daß Friedrich II. sich ihrer annehmen und beschützen, und daß er nicht sein eignes Kind, sondern einen Vetter zum

Thronfolger haben würde? Wäre das Alles, wie es erfolgt ist, schon 1688 vorhergesagt worden, so müßten schon diese Umstände allein Aufmerksamkeit erregen, im Fall man auch den frühern Prophezeihungen ihr Alter absprechen könnte.

Wehberlin scheint das Wort Weissagung nicht anzustehen, er nennt es Muthmaßungen, und um keinen Wortstreit zu erregen, wollen wir zugeben, daß es nur Muthmaßungen sind, die der Verfasser in hundert Versen der Nachwelt mittheilte, und wenn Muthmaßungen, Jahrhunderte vorher niedergeschrieben, mit der Geschichte pünktlich übereinstimmen, so ist dieses schon bewundernswerth, wenn man auch dem Verfasser den Titel eines Propheten streitig machen wollte, denn der Name thut ja nichts zur Sache.

Ein Einwurf gegen die Aechtheit der Lehninischen Weissagung, wie ihn Wehberlin gemacht hat, lautet wörtlich so:

„Es hat der Verfasser nicht allein die Ordnung der Brandenburgischen Churfürsten und „die vornehmsten Eigenschaften und Thaten eines jeden bis auf Friedrich III. entweder „wahrhaft oder satyrisch bemerkt, sondern sogar „sehr oft das besondre Wort, wodurch ein Regent oder dessen Geschichte von andern unterschieden und ganz kenntlich wird, gebraucht. „Z. B. daß der erste Regent aus dem Hohenzollerschen Stamm Friedrich heißen würde, „daß dessen zweiter Sohn, mit Vorbeigehung „des ältesten, werde Churfürst werden, daß ein

„Weib die Glaubensverbesserung am ersten an-
„nehmen werde ꝛc. Aber von dem 75ten Verse
„an, da er die auf Churfürst Friedrich Wil-
„helm folgenden Regenten vorstellt, findet man
„gar nichts mehr dergleichen, und hieraus sieht
„man deutlich, daß diese Schrift keine Weissa-
„gung von so hohem Alter sey, sondern eine
„bloße Erfindung neuerer Zeiten.“

Unwahr ist, wie jeder Leser sich selbst überzeugen kann, was der Prophezeihung Gegner hier vorgeben will, denn unser Prophet ist nach dem 75ten Verse eben derselbe, der er vorhin gewesen ist. Er giebt von den folgenden Fürsten eben dergleichen Kennzeichen an, wie er von den vorhergehenden gethan hat, und zeichnet die merkwürdigsten Thaten auf. Die Geschichte nennt Friedrich I. den Weisen, und im 75ten Verse unser Prophet ihn die Klugheit (prudentia). Der 79te Vers spricht deutlich von dem ungemeinen Zuwachse der Leute und Verbesserung des Landes. Merkwürdig ist der 81te Vers von Friedrich II., in welchem nicht nur die Kriegsverfassung, sondern auch selbst der Krieg, und zugleich die Macht, wider welche dieser Krieg geführt werden sollte, sehr deutlich aufgezeichnet ist. Noch jung in der Regierung fängt er Krieg an, da die große Wöchnerin klaget, so heißt die Weissagung, und ist dieses alles nicht erfüllt worden, als Friedrich II. kaum ein halbes Jahr König, Marien Theresien, die damals schwanger war, mit Krieg überzog und ihr Schlesien abnahm? Eben so

merkwürdig ist die 84te Strophe, worin es heißt: Er schützt die Klöster vor dem südlichen Bedrängniß, da im Jahre 1782 auf eine unerwartete Weise auch dieses in Erfüllung gegangen ist, nehmlich durch den von Friedrich II. den Klöstern verliehenen Schutz, als sie vom Kaiser Joseph II. aufgehoben wurden. Wie kann man sagen, daß der Verfasser der Weissagung die merkwürdigsten Begebenheiten der Fürsten, die auf Friedrich Wilhelm den Churfürsten folgen, vergessen habe, wenn man den 85ten Vers betrachtet, und sieht, wie wahr vorher gesagt worden ist, daß Friedrichs II. Thronfolger nicht sein Sohn, sondern sein Vetter seyn werde.

Ein andrer Einwurf der Gegner dieser Weissagung lautet so:

„Der sogenannte Prophet bemerket gar sorg„fältig die verschiedenen Burgen, welche das „Brandenburgische Haus bis auf König Frie„drich I. nach und nach in seinem Titel be„kommen hat. Also sagt er von dem Churfür„sten Friedrich I., der vorher Burggraf zu „Nürnberg war, als er mit der Mark Bran„denburg belehnt wurde: Er prange nur „mit zwoen Burgen, und bei Friedrich „Wilhelm: Nun werden solche kom„men, die drei Burgen im Titel füh„ren, weil dieser Churfürst das Herzogthum „Magdeburg an sein Haus gebracht hat. Aber „von den Burgen, von denen das Churhaus „Brandenburg sich hernach noch weiter betitelte,

„hat er nichts erwähnt. Also meldet er nichts „von Mecklenburg, welches 1708 zuerst vom „Könige Friedrich I. in dem Titel gesetzt wor„den ist, und eben so auch von andern, wor„aus man sieht, daß sich der Verfasser in seinen „Muthmaßungen aufs Zukünftige betrogen ha„be, 2c.

Kurz, dieser Gegner behauptet ausdrücklich, daß der Verfasser der Verse erst zu gemeldeten Churfürsten Zeiten gelebet und von dem zu seiner Zeit noch Zukünftigen so wenig als andre Menschen gewußt habe, allein aus dem hier gemachten Einwurf kann solches nicht hervorleuchten, denn die Absicht des Verfassers in gedachtem Verse scheint blos anzuzeigen, daß gleich wie bis hierher die Fürsten von Brandenburg sich von zwoen Burgen, von dem Burggrafthum Nürnberg und von Brandenburg, genannt haben, sie sich hinführo von dreien Burgen, nehmlich auch von Magdeburg, nennen werden, nicht blos als Titelwörter, sondern als Anzeigungen solcher Länder, die sie wirklich im Besitze haben, den Namen führen werden. Dieses geschah zuerst unter Friedrich Wilhelm dem Großen, der zu den zwoen Burgen, zum Burggrafthum und Brandenburg, die er von seinen Vätern ererbt hatte, die dritte Burg, nehmlich Magdeburg noch, als sein Eigenthum vom Römischen Reiche im Westphälischen Frieden bekam, und dieses hat hierdurch sollen angedeutet werden.

„Es ist offenbar," sagt Wehberlin in seiner Schrift (Seite 262), „daß das Alterthum „dieser Verse erdichtet sey, denn an vielen Stel= „len wird zu sehr satyrisirt, und sogar auf eine „recht boshafte Weise das Gute und Löbliche, „das der eine oder andre Herr an sich hatte, „entweder ganz verschwiegen und ihnen aller= „hand schändliche Dinge aufgebürdet, oder gar „ihre Tugenden und Laster verkehret; sonderlich „ist dieses bei den Protestanten der Fall, so „macht er es mit der Churfürstin Elisabeth „und der protestantischen Lehre, mit dem Chur= „fürsten Joachim II. und mit dem Churfür= „sten Johann George, ꝛc."

Wehberlin nennt den Verfasser der Verse einen Lügner und Betrüger, jedoch ohne einen Grund anzugeben. Es ist unwahr, daß das Gute und Löbliche, das der eine und andre Herr an sich hatte, ganz verschwiegen werde, und ih= nen dagegen allerhand schändliche Dinge, die nicht wahr geworden wären, aufbürde, oder gar ihre Tugenden in Laster verkehre. Wenn Vers 47 und 48 von der Churfürstin Elisabeth gesagt wird, daß durch solche zuerst die prote= stantische Lehre in die Mark Brandenburg ge= bracht ward, so ist dieses sehr richtig eingetrof= fen, und wenn er Vers 50, 51, 52 von dem Churfürsten Joachim II. weissaget, daß solcher das Kloster Lehnin allzusehr hassen, die katholi= sche Kirche öde machen und die Kirchengüter einziehen werde, so ist auch dieses pünktlich wahr geworden. Endlich auch, wenn es Vers 55,

56, 57 von dem Churfürsten Johann George heißt, daß dieser in Religionssachen dem Vater folgen, viele Unsinnigkeiten begehen und dadurch bei dem Volke den Namen eines frommen Herrn bekommen werde, so trift auch dieses mit der Geschichte genau überein, wie daraus zu ersehen ist, weil dieser Fürst z. B. die Bildnisse des Sultans, des Tartarchans und des Römischen Pabstes verbrennen ließ. Es hat daher der Verfasser in den erwähnten Versen nichts Schändliches erdichtet, auch keine Tugend in Laster verkehrt, sondern Wahrheit gesprochen. Man sieht es freilich vielen von seinen Versen an, daß er ein eifriger Katholik gewesen ist, aber ihn deshalb einen Lügner und Betrüger zu schelten, ist höchst ungerecht, denn hier kommt es blos darauf an, ob er einigen Fürsten vielleicht tadelnswerthe Handlungen angedichtet habe, und davon finden sich in seiner Weissagung durchaus keine Spuren.

Der Lehninische Gegner fährt auf folgende Art mit seinen Einwürfen fort:

„Eben dieses, daß der Prophet sich als einen höchst erbitterten Römisch-Katholischen anstellet, und diejenigen Fürsten, welche zur Einführung der protestantischen Lehre geholfen haben, mit giftiger Heftigkeit angreift, ist ein neuer Beweis, daß diese Schrift nicht so alt, sondern neuerer Zeit untergeschoben, und also keine Weissagung sey. Denn daß die römisch-katholische Lehre einer Verbesserung höchst benöthigt gewesen, haben die vor der Reformation

„lebenden klugen und aufrichtigen Leute unter
„den Katholischen selbst auf Reichstagen und
„ganzen Concilien öffentlich bekannt, und auf
„solche stark, wiewohl bei dem beständigen Wi-
„derstande der Päbste, ohne Nachdruck gedrun-
„gen.“

Wie nun aus dem hier gesagten die Schlußfolge zu ziehen sey, daß das vorgegebene Alterthum der Verse erdichtet, und ihr Urheber ein Betrüger sey, das ist durchaus nicht einzusehen, denn durch die Heftigkeit, womit manches vorgetragen ist, wird doch die Wahrheit nicht entkräftet. Auch das Vorgeben, als hätten Katholiken auf Reichstagen und dergl. um Abänderung oder Verbesserung in Glaubenslehren gebeten, ist in der That erdichtet, und hiervon kann kein Beispiel angeben werden; gesetzt aber auch, daß sich dieses so verhielte, so ist doch nicht einzusehen, wie man deshalb der gedachten Prophezeihung ihre Aechtheit und Alterthum absprechen könne. Auf Sittenverbesserung der katholischen Geistlichkeit ist allerdings schon lange vor der Reformation, selbst von Katholiken angetragen worden, aber nicht auf Abänderung der eigentlichen Glaubenssätze, folglich ist auch dieses Vorgeben des Gegners der Lehninischen Vorhersagung ungegründet.

Ein Einwurf des oft genannten Wehberlin gegen die Aechtheit und gegen das Alter der lateinischen Verse lautet so:

„Dieses Werkchen streitet darum insbesondre
„mit den Weissagungen der heiligen Schrift,

„indem es der Römischen Klerisei lauter herr=
„liche Zeiten und Wiedereinsetzung in ihre alte
„Ehre und Macht verheißt, dahingegen die hei=
„lige Schrift auf die letzten Zeiten einen greu=
„lichen Fall dessen vorher verkündiget. Die Ho=
„heit und weltliche Macht der Klerisei im Pabst=
„thum ist gewißlich dem Befehle, welchen Chri=
„stus seinen Jüngern giebt, schnurstracks entge=
„gen. Wie viele schreckliche Unruhen, Verwir=
„rungen und Blutvergießen haben die Geistli=
„chen nicht angerichtet, daher auch nicht zu wün=
„schen ist, daß sie ihre alte Macht und Gewalt
„wieder erhalten, es ist auch, wenn man nach
„der Klugheit urtheilet, gar nicht zu glauben,
„denn die großen Herren unter den Römisch=
„Katholischen sind durch den Schaden so klug
„geworden, daß sie den Geistlichen ganze Für=
„stenthümer und Landschaften verschenken, und
„daß sie, wenn sie gleich einige von den Prote=
„stanten ehemalen eingezogene geistliche Herr=
„schaften erhalten, dieselben doch nicht wiederum
„zurückgeben."

Alles was hier Wehberlin sagt, soll wahr=
scheinlich wider die zween vorletzten Verse gerich=
tet seyn, wenn verkündigt wird, daß Lehnin
und Corin wieder empor kommen und die Kle=
risei ihr altes Ansehen erhalten werde. Es ist
wohl zu merken, daß von Macht und Gewalt,
wie Wehberlin sich ausdrückt, welche gedachte
Klöster erhalten sollen, in den Versen gar nicht
die Rede ist, und wahr ist es auch, daß die
Fürsten der Klerisei ganz bestimmt keine Fürsten=

thümer und Landschaften schenken werden, doch das ist ja auch in gedachten Versen gar nicht gesagt worden, daher man kaum begreifen kann, warum sich Wehberlin über diesen Punkt so sehr ereifert. Ob aber diese Klöster nicht in Zukunft einmal wieder hergestellt werden, ist eine andre Frage, und wer kann das Gegentheil behaupten? Unmöglich ist es doch nicht, wenn es gleich unwahrscheinlich bleibt, denn wer z. B. hätte wohl gedacht, daß der Jesuiterorden jemals wieder in Aufnahme kommen werde, und schon scheint gegenwärtig diese Epoche einzutreten. Wir oder unsre Nachkommen müssen erwarten, in wie ferne auch diese Prophezeihung in Erfüllung gehen werde. Wie aber aus dem, was manchem Leser unwahrscheinlich seyn wird, der Schluß zu ziehen sey, daß man an der Aechtheit der lateinischen Verse zweifeln müsse, das ist nicht einzusehen, ist als Einwurf gegen das Alter der Weissagung ganz ungültig, und eine dergleichen Schlußfolge ist auch in vorliegendem Falle gar nicht passend.

Folgender Einwurf scheint wichtiger als die vorhergehenden zu seyn: „Wenn das Alterthum „dieser Verse richtig wäre, so würden sie nicht „erst zu unsrer und unsrer Väter Zeiten bekannt „geworden seyn, sondern schon längst zuvor, „denn es ist ja nicht wahrscheinlich, ja nicht einmal möglich, daß eine Weissagung solcher Art „beinahe 400 Jahre sollte verborgen geblieben „seyn, und zwar während solcher Zeit, die den „größesten Theil ihres Inhalts ausmacht, und

„erst zu einer solchen Zeit zum Vorschein gekom-
„men seyn, da sie bald zu Ende geht. Will
„man etwa denken, sie sey doch den Lehninischen
„Mönchen, wenigstens den Aebten bekannt ge-
„sen, welche aber daraus ein großes Geheimniß
„gemacht haben, so ist auch dieses eine ganz un-
„wahrscheinliche Muthmaßung, denn wenn etwas
„dergleichen im Kloster gewesen wäre, hätten
„die Aebte gewißlich nicht ermangelt, damit her-
„vorzurücken, weil sie zu zwei verschiedenen ma-
„len dadurch ihrem Kloster große Ehre und Vor-
„theil, und das letztemal noch dazu dem wan-
„kenden katholischen Glauben großes Ansehen ge-
„macht und denselben sehr befestigt hätten. Das
„erstemal, als Churfürst Friedrich I., der
„Stammvater aller Churfürsten von Branden-
„burg aus dem Hohenzollerschen Hause, die
„Mark Brandenburg an sich brachte. Womit
„hätten sich die Lehninischen Mönche in größere
„Gnade setzen können, als wenn sie mit dieser
„Weissagung, die sich schon genugsam durch die
„genaue Erfüllung der Geschichte von mehr als
„hundert Jahren gerechtfertigt hatte, hervorge-
„rücket wären? weil dem Churfürsten nicht allein
„für seine Person die Herrschaft dieser Länder,
„welche ihm im Anfange streitig gemacht wurde,
„versichert, sondern auch seinen späten Nachkom-
„men mit ungemeinem Zuwachs an Macht und
„Ansehen auf die entferntesten Zeiten hinaus
„festgesetzt wurde. Welcher von großen Herren
„würde dergleichen nicht gerne hören, wenn auch
„etwas für den einen und andern von seinen

„Nachfolgern widriges darinnen enthalten wäre;
„da es aber nicht geschehen, was zeigt dieses
„anders, als daß sie damals noch nicht verfer=
„tigt gewesen sey? Das andremal hätten sie
„nothwendig mit ihrer Weissagung hervorkom=
„men müssen, zur Zeit der Glaubensverbesserung,
„indem sie durch eine unbetrügliche göttliche Of=
„fenbarung besonders hätten erweisen können,
„daß der katholische Glaube etwas gottgefälliges,
„hingegen die protestantische Lehre ein Schlan=
„gengift sey, welches gewißlich Churfürst Joa=
„chim I. sehr angenehm würde gewesen seyn.
„Allein dieses geschah weder damalen, noch in
„den folgenden Zeiten, folglich ist sie damalen
„noch nicht in der Welt gewesen, sondern erst
„lange Zeit hernach aufgesetzt worden; wie sie
„denn bis zur Regierung König Friedrich I.
„ganz und gar unbekannt war."

Ich sagte oben, daß dieser Einwurf wichtiger zu seyn scheine als die vorhergehenden, doch bei näherer Prüfung sind auch diese Einwürfe leicht zu widerlegen. Es ist wohl gewiß, daß diese Weissagungen denen Lehninischen Mönchen, wenigstens den Aebten, bekannt gewesen sey, besonders in den Zeiten, da sie zuerst entdeckt worden, daß sie aber ein Geheimniß daraus gemacht haben, aus Furcht, es möchte ihnen der Inhalt übel gedeutet werden, ist nicht unwahrscheinlich. Vielleicht aber auch, daß dieses alte Manuscript von ihnen nicht beachtet wurde, welches bei vielen solchen Schriften der Fall gewesen ist, die erst Jahrhunderte nach ihrer Verfer=

tigung zum Vorschein gekommen sind. Bedenken wir das Lärmen, die Unruhen, die einheimischen Kriege, die vielen Verwirrungen, die Meutereien des Adels, von welchem die Mark Brandenburg durch das ganze vierzehnte, und zum Theile noch durch das funfzehnte Jahrhundert, nach Erlöschung des Askanischen Stammes beunruhiget und zerrüttet worden, so ist es nicht schwer zu begreifen, daß vorsichtige und kluge Leute ihre Schriften bestmöglichst verborgen haben, um zu verhindern, daß sie nicht den Feinden, die alles verheerten und verbrannten, in die Hände geriethen.

Man konnte damals noch nicht eine Schrift, so wie jetzt, vervielfältigen, weil die Buchdrukkerei noch nicht existirte, und erst 1440 ihr Daseyn bekam, es ist daher sehr wahrscheinlich, daß unter damaligen Unruhen auch diese Schrift in Vergessenheit gerathen ist, die vielleicht, weil es alte lateinische Verse waren, sehr unbedeutend zu seyn schien. Aber daß die Lehniner zur Zeit der Glaubensverbesserung mit derselben hätten erweisen können, der römisch-katholische Glaube sey etwas Gutes und Gottgefälliges, die protestantische Lehre hingegen sey ein Schlangengift, wie in der Weissagung steht, das ist nicht einzusehen, denn daraus, daß gesagt wird, die protestantische Lehre sey einer neuen Schlange Gift, daraus folgt doch nimmermehr ein Beweis für die Güte der katholischen Lehre, eben so wenig, als daß die protestantische Lehre dadurch erwiesen würde, wenn ein Protestant schriebe, die ka-

tholische Lehre sey ein Schlangengift. Sollte wohl Joachim II., wenn man ihm die Weissagung vorgehalten, sich dadurch von seinem Vorhaben haben abschrecken lassen? das ist sehr zu bezweifeln. Kurz, daß dieses Manuscript, wenn es auch zur Zeit Joachim II. bekannt war, doch nicht beachtet wurde, ist sehr begreiflich, denn wer kümmerte sich wohl um den Inhalt eines alten Mönchgedichtes? Wie manches Gedicht dieser Art mag vielleicht noch in alten Archiven aufbewahrt liegen, ohne daß man es der Mühe werth halten sollte, solches bekannt zu machen.

Man kann zugeben, sagt Wehberlin unter andern, Seite 270 seiner weitläuftigen Schrift, daß diese Verse in den letzten Jahren des Churfürsten Friedrich Wilhelms gemacht worden, das aber hätte er nicht zugeben sollen, weil es für und nicht gegen die Aechtheit dieser Weissagung einen unumstößlichen Beweis liefert, denn da solche von Friedrich Wilhelms Zeiten bis hierher immer von Zeile zu Zeile eingetroffen ist, so ist sie wenigstens von da an als richtige Prophezeihung anzusehen, weil sie alles damals noch Zukünftige und Zufällige vorher gesagt und sehr deutlich angezeigt hat. Schon dieses könnte hinreichend seyn, diesen Versen einige Aufmerksamkeit zu widmen, wenn man auch von der Wahrheit der vorhergehenden Vorhersagungen nicht überzeugt wäre.

„Es ist zwar wahr (sagt Wehberlin), daß „die Art der Verse, in welcher diese Weissagung

„im Lateinischen geschrieben ist, und die man „Lehninische oder Knittelverse nennt, um die „Zeit, da sie nach dem Vorgeben des Verfassers „soll verfertigt worden seyn, und schon lange „vorher unter den Mönchen im Pabstthume üb„lich, und insgemein keine andre lateinische Verse „bekannt gewesen sind: allein dieses ist ganz „und gar nicht zureichend, ihr Alter zu bewei„sen; denn es ist ja leicht möglich, noch heuti„ges Tages dergleichen Verse zu verfertigen.“

Die Art der Verse, in welcher diese Weissagung geschrieben ist, hat niemand als einen Beweis ihres Alters angegeben, daß aber den Mönchen sonst keine andre Versart bekannt gewesen sey um diese Zeit und vorher, ist wider alle Wahrheit. Wehberlin und Abel meinen, das damalige Mönchslatein sey durchaus unrein und ganz verzogen und versetzt gewesen, doch gilt dieses nicht von allen Mönchen, die zu dieser Zeit geschrieben haben, wie man sehr leicht aus den Schriften mehrerer Mönche beweisen kann, die um diese Zeiten gelebt haben. Die Inschriften damaliger Zeiten sind freilich bisweilen schlecht gerathen, allein viele sind auch so, daß noch jetzt daran gar nichts zu verbessern ist.

„Was noch mehr ist (fährt der Gegner Seite „271 fort), so findet sich in unsrer Weissagung

„der Name Jehovah, aber dieser Hebräische Na=
„me war den damaligen Mönchen unbekannt,
„denn diese Sprache war so sehr vor ihnen ver=
„borgen, daß, als fast 200 Jahr hernach Jo=
„hannes Reuchlinus dieselbe in Deutschland
„wieder empor brachte, sehr viele von den un=
„wissenden Mönchen dieses schon für Ketzerei hiel=
„ten, wenn einer das Hebräische verstünde. Von
„den Juden aber, dergleichen damals schon viel
„in Deutschland waren, konnten sie diesen Na=
„men Gottes auch nicht erfahren, denn ein Jude
„ließ sich eher das Leben nehmen, als er den=
„selben würde aussprechen, sondern sagt anstatt
„desselben Adonai, und dieses behielten auch
„selbst die zum Christenthume dann und wann
„bekehrten Juden an sich. Also ist auch dieses
„ein Grund, daß diese Schrift eine Brut neue=
„rer Zeit sey."

Wenn die Mönche um das Jahr 1300, und noch 200 Jahr hernach, zur Zeit Johannis Reuchlini, so einfältig gewesen wären, so ist nicht zu begreifen, wie z. B. D. Luther und viele andre Männer kurz hernach, als die Glaubensverbesserung ihren Anfang nahm, auf einmal so gelehrt worden wären, denn die meisten von ihnen waren doch Mönche gewesen. Johannes Reuchlinus bekam, wie bekannt,

die ersten Gründe in dem Hebräischen von einem Juden, Namens Jakob Zehiel, reis'te dann nach Rom, und lernte diese Sprache vollkommen, ebenfalls von dem Jüden Abeliac daselbst. Es ist lächerlich zu sagen, daß den damaligen Mönchen der Name Jehovah unbekannt gewesen sey, und verstand der Urheber unsrer Weissagung lateinische Schriften zu lesen, wie er ganz gewiß verstanden hat, so war es ihm auch leicht, den Namen Jehovah zu finden, wenn er auch gleich mit dem Hebräischen unbekannt war, denn es giebt keinen Ausleger der heiligen Schrift aus den ältern Zeiten, der diesen Namen nicht mehrmal angeführt habe. Es ist wahr, die Juden brauchten aus höchster Ehrerbiethigkeit diesen Namen gemeiniglich nicht, sondern Adonai oder Elohim statt dessen; aber die zum Christenthum bekehrten Juden trugen gar kein Bedenken, diesen Namen zu schreiben und zu sprechen, wenn es Zeit und Umstände forderten.

Wehberlins Einwurf, S. 272, gegen die Lehninische Weissagung ist äußerst lächerlich, und verdient kaum beantwortet zu werden. Er sagt nehmlich: „Wenn unser Bruder „Herrmann so alt anbei im Hebräischen bewandert gewesen wäre, und so gute lateinische Verse, „dazu noch eine Weissagung verfertigt hätte, so

„würde gewiß der berühmte Johannes Tri-
„themius in seinem Buche: de viris illustri-
„bus germaniae seiner mit großem Ruhme er-
„wähnt haben, um so viel desto mehr, weil er,
„da er 9 Monat in Berlin gewesen ist, gar leicht
„Kenntniß von ihm hätte bekommen können."

Trithemius war ein Benediktiner Mönch und Abt eines Klosters im Mainzischen, hielt die Parthei des Pfalzgrafen Philipps wider den Landgrafen von Hessen, und ward deswegen genöthigt, sein Kloster im Jahre 1505 zu verlassen, da er sich denn zum Churfürsten Joachim I. zu Brandenburg begab, ward aber 1506 als Abt in das Kloster St. Jakob in Würzburg berufen, wo er gestorben ist. Weil nun dieser Mönch Monate lang sich in Berlin aufgehalten, und eine Schrift herausgegeben hat unter dem Titel: von berühmten Männern Deutschlands, darinne aber des Herrmanns von Lehnin und dessen Weissagung nicht erwähnt wird, so schließt Wehberlin, könne auch Pater Herrmann keine so gute lateinische Verse geschrieben haben. Wie hinkend diese Schlußfolge sey, braucht nicht bewiesen zu werden, denn bestimmt werden in Trithemius Buche mehrere berühmte Männer damaliger Zeit vermißt werden. Uebrigens kann man auch anneh-

men, daß, wenn auch gedachter Trithemius die Lehninischen Verse gekannt habe, er doch so vorsichtig gewesen seyn würde, nichts davon zu erwähnen, weil Joachim I. manches, was darinne von seinen Nachkommen erwähnt wird, sehr leicht übel hätte aufnehmen können.

Abel schreibt in seiner fortgesetzten Preussischen und Brandenburgis. Reichs- und Staatshistorie, Seite 48, bei Gelegenheit da er gegen die Lehninische Weissagung zu Felde zieht, folgendes: „Insonderheit haben wir das Vertrauen zu Gott, er werde darinnen den heillosen Lügengeist (Herrmann von Lehnin) zu „Schanden machen, daß nehmlich das glorwürdige Haus der Könige in Preußen, Churfürsten und Markgrafen zu Brandenburg nicht „sobald untergehe, als er geschwärmet, sondern „noch viele Säcula, ja wenn es Gott gefällig, „bis ans Ende der Welt in unverrücktem Flor „und Wohlseyn verharre, nicht weniger hoffen „wir, er werde es nicht zulassen, daß sie katholisch werden, oder daß der Franzose, der „vermuthlich durch den König v. 95 verstanden „wird, sich des ganzen Deutschlands bemächtige „und die zerstörten Klöster wieder in ihren vorigen Stand setze.“

Es ist sonderbar genug, daß Abel und mehrere Gegner der Lehninischen Weissagung diese gleichsam zu fürchten scheinen, da man nicht nöthig hätte, wenn man das alles für Fabelwerk hält, sich um Deutung der Verse zu bekümmern, doch wie gesagt, Jeden, der solche lies't, muß es ansprechen, daß so manches davon pünktlich eingetroffen ist, und daher kömmt die Besorgniß, daß das, was z. B. in 9 Theilen der hundert Verse wahr geworden ist, sehr leicht auch im zehnten Theile in Erfüllung gehen könne, ob aber es grade so kommen werde, wie Abel diese Verse auslegt, ist eine andre Frage, die gegenwärtig zu beantworten weder rathsam noch zweckmäßig ist.

Abel ist zwar ebenfalls, so wie Wehberlin, als Gegner der Lehninischen Verse aufgetreten, doch räumt er ein, daß diese Weissagung in vielen Stücken eingetroffen ist, und indem er die darinne enthaltenen Gegenstände zergliedert, beweißt er zugleich, wie auffallend ihm das Uebereintreffen der Vorhersagung mit dem Erfolg gewesen seyn müsse. Seine eignen Worte sind folgende: „Anfänglich wird darinne kurz und gut „vorgestellet, wie die Mark, nach dem Abgange „ihrer ersten Churfürsten aus dem Askanischen „Hause, in langer Zeit keine rechte Beherrscher

„gehabt, und darüber ganz mit Räubern ange=
„füllet worden, die keines Menschen, auch nicht
„einmal der Kirchen und Klöster verschonet ha=
„ben, bis Friedrich I., der erste Churfürst
„aus dem Zollerschen Hause, sie gedämpft und
„den unruhigen Adel zum Gehorsam gebracht.
„Er nennt ihn einen von zween Burgen, weil
„er erst Burggraf zu Nürnberg war, und her=
„nach Markgraf von Brandenburg geworden.
„Friedrich II. ward seinem ältern Bruder
„Johann vorgezogen, dankte endlich ab, und
„sein jüngerer Bruder Albertus kam an die
„Stelle, der kein Freund von den Mönchen und
„Pfaffen war, auch mit den Fränkischen Bischö=
„fen und Nürnberg viel zu streiten hatte. Sein
„Sohn Johannes verglich drey Könige. Die=
„ses Johanns Söhne, Joachim I. und Al=
„bertus der Cardinal, sind eifrige Katholiken
„gewesen. Des Erstern Gemahlin Elisabeth
„aber hat sich zur evangelischen Lehre bekannt,
„und wird deswegen von diesem Propheten so=
„wohl als ihr Sohn Joachim II., der die Re=
„formation eingeführt, so gelästert. Johann
„George hatte viele Kinder. Joachim Frie=
„drich führte das Recht der Erstgeburt ein.
„Johann Sigismund war reformirt. Ge=
„org Wilhelm hat seinem Minister, dem

„Grafen von Schwarzenberg, allzuviel ge=
„trauet, und der ist gleich hinter ihm her ge=
„storben. — Friedrich Wilhelm I. wird
„von dreien Burgen genannt, weil er und seine
„Nachkommen zu den vorigen beiden auch die
„dritte, nehmlich das Herzogthum Magdeburg,
„gebracht und besessen habe. Die Beschreibung,
„die von ihm gemacht wird, trifft allerdings
„mit der Wahrheit ein. So weit hat alles seine
„Richtigkeit. Der Vers aber, sed nil juva-
„bit etc., zeiget nicht nur an, wann der Autor
„gelebt, sondern auch was er für Gedanken ge=
„habt, worinnen er sich doch sehr betrogen hat.
„Er prophezeiht, nach dieses Herrn Tode würde
„alle seine Klugheit seinem Hause und Ländern
„nichts helfen, wenn nehmlich unter seinen Prin=
„zen, wegen eines, dem Vorgeben nach auf
„Anstiften seiner zweiten Gemahlin verfertigten
„und dem Churprinzen zum Nachtheile gerei=
„chenden Testaments, ein innerlicher Zwist, ja
„wohl gar ein gefährlicher Krieg entstünde, der
„alle seine guten Einrichtungen wieder über den
„Haufen werfen würde. Die Beschreibung sei=
„nes Nachfolgers stimmt mit solchen bösen Ge=
„danken überein: Er würde nicht in des Va=
„ters Fußtapfen treten, sein Name Friedrich
„würde die Leute sehr betrügen, die alten Ein=

„wohner möchten sich bei Zeiten packen und den „refugirten Franzosen Platz machen, als welche „ins Land eingelassen würden, damit die Lu„theraner unterdrückt würden.“

Auf solche Art spricht dieser Gegner der Lehninischen Weissagung mehr zu ihrem Lobe, als daß er sich einbildet, sie widerlegt zu haben, denn er zergliedert ja Stück vor Stück aus der Geschichte selbst, in wie ferne Vorhersagung und Erfolg mit einander übereingekommen sind. Was könnte unser Prophet wohl mehr verlangen?

Ein andrer Gegner der hundert weissagenden Verse ist der Verfasser von dem wieder lebenden Frater Herrmann von Lehnin, eine Schrift von geringem Gehalt, besonders da nichts Neues darinne enthalten ist, und man die nehmlichen Einwürfe wie bei Wehberlin findet. „Man begreift nicht (sagt dieser Verfasser), war„um die Päbste, welche so Viele, wegen ihrer „prophetischen Einsprachen, unter die Zahl der „Heiligen aufgenommen haben, nicht eben der„gleichen Recht dem Frater Herrmann hät„ten zukommen lassen, dessen Weissagung dem „päbstlichen Stuhle so sehr als irgend eine andre, „zuträglich ist.“

Worinne diese gerühmte Zuträglichkeit bestehen könne, ist nicht wohl einzusehen, wenn diese Weissagung auch noch einmal so alt wäre, als sie wirklich ist. Auch ist nicht bekannt, daß grade der prophetischen Gabe wegen, andre Mönche heilig gesprochen worden, sondern wenn solches geschahe, waren ganz andre Bewegungsgründe vorhanden. Ueberhaupt aber ist es auch eine sonderbare Schlußfolge, zu sagen: weil diesem das nicht so wie Andern wiederfahren ist, so können dessen Verse weder ächt noch so alt seyn, als vorgegeben worden.

Pauli Meinung von der Lehninischen Weissagung ist solcher ebenfalls nicht günstig. Er beruft sich auf eine Schrift des Rektors Küster, der ebenfalls Herrmann von Lehnin einen Betrüger gescholten hat, und glaubt, das Zutrauen seiner Leser zu beleidigen, wenn er in seiner Schrift, der wahren Geschichte gewidmet, die Lügen dieser Wahrsagung beigebracht hätte.

Die Schrift des Rektors Küster ist völlig unbekannt, und in keinem Verzeichnisse zu finden, zu bedauern ist, daß Pauli nichts weiter davon gesagt, als nur den Namen angegeben hat; aber wahrscheinlich wird sie auch nichts weiter enthalten, als was Wehberlin und Abel zu Behauptung ihres Satzes, wegen Unächtheit der

Prophezeihung, gesagt, was sie aber keinesweges bewiesen haben. Es ist sonderbar genug, daß alle diese Herren einzig von der Behauptung ausgehen, daß gedachte Verse nicht so alt seyn können, als angegeben ist, und bedenken nicht, daß, wenn solche nur ein Alter von hundert Jahren hätten, sie schon allein wegen der pünktlich in Erfüllung gegangenen Thatsachen merkwürdig wären, das ist auch der Grund, warum so manche denkende Männer, die nichts weniger als leichtgläubig sind, dennoch das Lehninische Gedicht für ein interessantes Product gehalten haben, ohne um dessen Alter sich ängstlich zu kümmern.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hundert merkwürdige Vorhersagungen, Preussens ältere und neuere Geschichte betreffend nebst Anh

Deutschland [Leipzig] 1819

Bamberg, Staatsbibliothek -- Myst.o.34#a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11755213-8